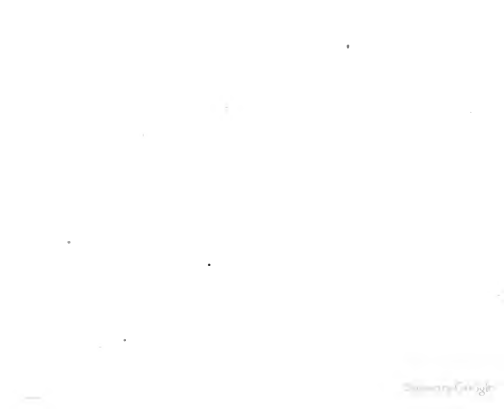






Die

Revolution der Wiener
im fünfzehnten Jahrhundert.

Historischer Roman

von

Eduard Breier

Zweiter Band.

Wien 1850.
J. Stöckholzer von Hirschfeld's Verlagshandlung.

Dritte Abtheilung.



Erstes Capitel.

Der Herbst hatte sich in dem Oesterreicherland niedergelassen, jener Herbst, der sonst Früchte in Hülle und Fülle zu bringen pflegt, jener Herbst, welcher sonst mit freigebiger Hand seine Gaben spendet, welcher Scheunen, Kelter und Keller zu füllen gewohnt ist; und auch dieses Mal lag es in seinem Willen, auch dieses Mal war er mit offenen Händen erschienen, sowie ein milder Fürst, wenn er beglückend durch seine Länder zieht; aber die Menschen selbst mißgönnten sich den Segen des Himmels, und so kam es, daß Vieles zerstampft und zerwühlt wurde, daß Vieles nutzlos verweste, daß das Meiste in die Hände derjenigen fiel, die kein Recht darauf hatten.

Wer da glaubte, daß nach dem Einzuge des Kaisers in Wien auf Frieden zu hoffen sei, der hatte sich schwer geirrt, denn Friedrich müßte ein ganz Anderer gewesen sein, als er wirklich war, wenn so

etwas hätte geschehen können. Seinem Versprechen gemäß, verabschiedete er zwar die Söldner, aber er bezahlte sie nicht, sondern begehrte zu diesem Zwecke von dem Rathe ein Darlehn von sechstausend Gulden, das noch Fehlende wollte er ergänzen, und solcher Weise die Söldner befriedigen.

Als man sich aber hierzu nicht verstehen wollte, verlangte er nur dreitausend, und als ihm auch diese verweigert wurden, blieb es beim Alten; die Söldner suchten sich für den rückständigen Sold nach damaliger Sitte zu entschädigen, sie kündeten dem Kaiser Fehde an, durchzogen die Gegend um Wien mit Raub und Mord, führten Zugvieh und Heerden fort, eigneten sich die Ernte zu, verwüsteten die Weingärten, nahmen Menschen gefangen, bestimmten Lösegelder, und machten das Faustrecht im weitesten Sinne des Wortes geltend.

Der Unwille der Bürger stieg von Tag zu Tag, und ging zuletzt in Erbitterung über, welche nur eines Funkens bedurfte, um die gefährlichste Gährung in helle Flammen ausbrechen zu lassen.

Die Anhänger Friedrichs, welche das Mißliche der Lage erkannten, geriethen in nicht geringe Verlegenheit; man suchte den Kaiser zu überreden, daß er dem Treiben der Söldner Einhalt thun möge, allein er entgegnete: Die Wiener wären Ursache, daß er die

Söldner habe miethen müssen, die Wiener mögen sie daher auch befriedigen.

Mit unruhigem Gemüthe sahen daher die Besseren jedem kommenden Tage entgegen, denn jeder drohte Gefahr zu bringen, jeder konnte die Empörung wüthender als je losbrechen machen.

„Welch ein Ende werden diese unseligen Wirrnisse nehmen?" sprach Blumtaler zu Michel Beheim, denn beide Freunde hatten eben in Bezug auf diese Lage ihre Meinungen gewechselt.

„Das Ende," entgegnete der Dichter, „ist nicht zu bezweifeln; allein wann dieses Ende herannahen und was sich bis dahin noch Alles ergeben dürfte, das ist zu befürchten. Sieh', mein Heinrich! ich bin gewiß dem Kaiser mit Leib' und Seele zugethan, und wenn heute der Kampf gegen ihn entbrennte, so bleib' ich bis zum letzten Athemzuge für ihn; aber sein jetzig Handeln muß ich tadeln, bitter tadeln; selbst in dem Falle, wenn er wirklich nicht im Besitze jener Summe ist, was ich ein für alle Mal nicht glaube, so hätt' es schon noch Mittel gegeben, die Söldner zufriedenzustellen und das Land vor solchen Drangsalen zu bewahren.

Blumtaler nahm das Wort: „Ich seh' im Geiste schon ein Heer von unseligen Folgen hereinbrechen, wenn der Kaiser sich nicht eines Anderen berathet."

„Leider muß ich auch daran zweifeln; man betrachtet die Sache nicht so ernst, als sie wirklich ist; man baut auf die Ergebenheit des neuen Bürgermeisters, und auf seine volksthümliche Stellung, und da baut man auf Sand! Holzer ist nicht der Mann, die Ideen des Volkes auf Versöhnung zu leiten, denn er weiß zu gut, daß er seine Stellung nur der Zwietracht dankt, und sich in derselben nur durch Zwietracht erhalten kann; wie Ruhe und Versöhnung eintreten, kömmt seine Tücke ans Tageslicht, und er muß fallen. Er hat daher gewiß keinen Augenblick gezögert, die ganzen Vorfälle in ein ungünstiges Licht zu stellen, daß die Bürger gegen den Kaiser nur noch mehr erbittert und aufgestachelt werden mußten. O, dieser Holzer! er ist der fleißigste Arbeiter im Weingarten des Herzogs, und doch hege ich die feste Ueberzeugung, daß er in gewissen Fällen auch diesen verrathen würde."

„Und dieser Mann sollte mein Verwandter sein?" rief Heinrich.

„Er scheint seine Rechte aufgegeben zu haben!" erwiederte Beheim.

„Ich bin ihm für diese Vernachlässigung sehr dankbar!" lächelte der Andere. Es ist sonderbar, trotz der vielen Jahre, die ich in seinem Hause zubrachte, habe ich mich doch so wenig an dasselbe gewöhnt, daß ich

es jetzt so gleichgültig wie jedes andere meide; was ihn selbst belangt, so muß ich es zu meiner Schmach bekennen, daß ich nicht einmal Dankbarkeit für ihn empfinden kann."

„Du wirst sie ihm auch wahrscheinlich nicht schulden, sonst würde Dein unverdorben Herz gewiß anders fühlen. Gebe nur der Himmel, daß sich das räthselhafte Verhältniß zwischen Euch Beiden bald lösen möge."

„Mich wundert es indessen sehr, daß er mich seit seinem letzten Besuche bei uns so wenig beachtet."

„Du irrst, Freund, wenn Du glaubst, daß Du ganz unbeobachtet seiest; ja, würde er für jetzt meine Stellung bei Hofe nicht berücksichtigen, er hätte Dich gewiß schon mit Gewalt zurückgefordert; auch scheint er in dieser Beziehung Aufsehen vermeiden zu wollen."

„Seine Wege führen immer im Dunkeln," sagte Blumtaler, „bis er endlich hervorbricht, und Unheil stiftet."

„Ueberlassen wir ihn seinen Handlungen, ihre Folgen wird er selbst zu tragen haben. Ich gehe jetzt in mein Gemach, um mich mit der Fortsetzung meines Buches zu beschäftigen, und da — nun ich glaube, Du wirst froh sein, um ungestört an Amelei denken zu können."

Heinrich lächelte: „Als Dichter mußt Du wohl

die Leiden der Liebe am besten kennen, und mußt auch wissen, was im Falle der Trennung dem liebenden Herzen am meisten frommt. Wie weit bist Du mit Deinem „Buch von den Wienern" schon vorwärts geschritten?"

„Die Abtheilung, welche ich heute zu dichten gedenke, ist betitelt. „Wie der Kaiser einen andern Rath setzt." Du siehst, ich halte mit den Begebenheiten gleichen Schritt. Die letzte, bereits vollendete Abtheilung heißt: „Wie Wien vor dem Kaiser versperrt war."

„Du bist sehr fleißig, mein Freund! Dein Buch muß die treueste Darstellung der jetzigen Geschichte Wiens enthalten; Du ein Augenzeuge, selbst mitwirkend und mithandelnd, was bleibt da noch zu wünschen übrig?"

„Ich gebe mir viel Mühe, um die Wahrheit ja nicht zu verletzen, und wenn ich auf Begebenheiten stoße, bei denen ich fremden Berichten glauben muß, so schenke ich nicht Jedem Vertrauen und Glauben, sondern hole nur bei anerkannt wahrhaften Menschen Erkundigungen ein. Doch werde ich solche Begebenheiten stets als „vernommen" oder „gehört" u. s. w. bezeichnen. Doch nun noch Eins. Die Unruhe am Hofe hat mich bisher verhindert, Dich dem Kaiser vorzustellen; nächster Tage soll es jedoch ge-

schehen, und Du wirst in den lang gewünschten Dienst treten."

Er drückte dem Freunde die Hand, und trat in das innere Gemach, dessen Thür sich hinter ihm schloß.

Die Freunde waren getrennt, und Beide umgaben sich mit einer wonnigen Geisterwelt; Beide schwammen in Entzücken, Beide gehörten im jetzigen Augenblicke nimmer dieser Erde an; der Eine klammerte sich trunken an die heiligsten Erinnerungen seiner Liebe; der Geist des Andern schwebte fesselfrei in den höchsten Regionen, sein munterer Flügelschlag ertönte bald nach hier, bald nach dort, er hing begeistert an den Lippen seiner Muse!

— — — — — — — — — —

Juliane, die Gemahlin des Edlen von Ellerbach, war seit der Abreise der Freundin ganz wieder jenem peinlichen Alleinsein preisgegeben, welches bei unglücklichen Menschen so trübe Gedanken weckt, und dem man sich doch meistens in seiner Schwermuth so gern hingiebt.

Seit der Entfernung Amelei's schien ihr das Haus ganz verödet, ihre Unzufriedenheit hatte sich vermehrt, ihr Unglück gesteigert. Stundenlang war sie in Gedanken mit ihrem Schicksale beschäftigt, sie überdachte die Größe ihres Unglückes, die Behandlung

und das Benehmen von Seite Bertholds, und sie konnte über Alles nur seufzen, schwer seufzen. Sie entsann sich der Scene bei Gelegenheit ihres letzten Unwohlseins vor Amelei's Ankunft; wie zufällig fielen ihr wieder die damaligen Worte ihres Gatten ein: „Juliane! Ihr seid des Herzogs Gegnerin, und doch habt Ihr es nur ihm zu danken, daß ich nicht weiter darf!" Und neuerdings versank sie in Nachdenken über den Inhalt dieser Rede; sie konnte sichs nicht enträthseln, was Berthold mit diesen Worten gesagt haben wollte. — Schon hatte sie den Entschluß gefaßt, dem Gatten selbst die Deutung abzufordern, allein bei näherer Erwägung besann sie sich eines Andern, denn entweder er verweigerte ihr dieselbe ganz, oder er fertigte sie mit einer Scheinäußerung ab, mit welcher sie sich zufrieden stellen mußte. Was ihr seit einiger Zeit besonders auffiel, war die fast immerwährende Abwesenheit Bertholds vom Hause. Sich vernachlässigt zu sehen, war sie zwar gewohnt, doch brachte ihr Gatte früher einen großen Theil der Zeit in seinen Gemächern zu, nun aber war das gar nicht mehr der Fall; er blieb ganze Tage hindurch außer Hause, und kehrte meistens erst spät in der Nacht heim. Auch glaubte sie zu bemerken, daß sein Aussehen sich bedeutend verschlimmert habe, die Wangen waren wo möglich noch bläſſer, die Augen noch tie-

ser eingefallen, der Blick noch stierer, kurz Alles verrieth ein tiefes Seelenleiden, dem er seit einiger Zeit preisgegeben sein mußte. Dies Alles zog Julianens erhöhte Aufmerksamkeit auf sich, und verlieh ihr Stoff zu anhaltendem Nachdenken. Ein plötzlich eingetretener Vorfall gab ihren Gedanken eine neue Richtung.

Eines Nachmittags wird ihr ein Mann gemeldet, welcher mit ihr zu sprechen wünscht. Sie begab sich in das Außengemach, und der Fremde bittet sie um ein Gespräch unter vier Augen. Sie bewilligt das Begehren, die Mittheilung währt beinahe eine Stunde, worauf sich der Mann wieder entfernt. Seit diesem Tage bemächtigt sich eine sichtbare Unruhe der Freiin, sie wird noch mißgestimmter, vergießt oft Thränen, und fühlt sich in ihrer Lage noch unglücklicher.

Einige Tage nach diesem Vorfalle befand sich Juliane wie gewöhnlich wieder allein im Gemache, als Evchen hereintrat, und denselben Mann meldete. Die Freifrau erhob sich erschreckt, und ihre zitternde Stimme befahl, ihn hereinzuführen.

„Gnädige Frau!" begann der Fremde, als sie wieder allein waren, „Ihr seht, ich bin schnell wiedergekommen. Wie ich vorausgesagt, habt Ihr Euch mit Euren Bedenklichkeiten gewaltig geirrt. Der morgige Abend ist festgesetzt."

„Der morgige Abend?“ rief die Dame, und die schönen Augen begannen sich zu näßen; „mein Himmel! welche Schmach hast du noch zu meinem Unglücke hinzugefügt. Er hat also eingewilligt?“ fragte sie den Mann, als ob sie noch immer an der Möglichkeit der Nachricht zweifle.

„Eingewilliget, gnädige Frau! habe ich; — er hat mich bestürmt, daß ich einwillige!“

„Der Elende!“

„Ja, so ruf' auch ich, und uns liegt es ob, dem Elenden die Sünde zu verleiden. Morgen Abends um die zehnte Stunde wird er sich vor dem Hause einfinden. — “

„Abends um die zehnte Stunde?“

„So ist es! Wollt Ihr in meinen gemachten Vorschlag willigen?“

Juliane blieb einige Augenblicke nachdenkend stehen, ihr Blick war zu Boden gesenkt, die Lippen krampfhaft geschlossen, die schöne Stirn wie im Zürnen gefaltet.

„Ihr bedenkt Euch noch?“ brummte der Mann; „heißt das nicht: die Schuld des Anderen theilen?“

Ob diesem Vorwurfe fuhr die Freifrau zusammen; sie sah mit einem finstern Blick auf den Fremden und rief: „Ich werde kommen; doch nun verlaß

schnell mein Haus, und wähnt ja nicht, daß Ihr mir einen Freundschaftsdienst erwiesen!"

Der Fremde eilte mit einem tückischen Blicke aus dem Gemache, außen brummte er leise in sich hinein: „So, nun wollen wir sehen, wie er sich geberden wird! O, ich bin nur ein Knecht im Hause, aber ein treuer Knecht!"

Zweites Capitel.

Welch eine sonderbare Unruhe hat die Einwohner der Stadt Wien erfaßt? Was soll dieses Eilen durch die Straßen, dieses scheue Umherblicken und Suchen, dieses unstete Spähen und Schauen, dieses geheimnißvolle Zeichendeuten und Nicken? — Einzelne Männer eilen mit geschäftiger Eile von Haus zu Haus, kleinere und größere Scharen durchströmen die Straßen und die öffentlichen Plätze, bis zum Abend scheint die Lebhaftigkeit noch immer im Wachsen, da — plötzlich — beginnt der Himmel sich zu schwärzen, Wolken ballen sich zusammen, und hängen tief über der Stadt, die Sonne ist untergegangen, und doppelte Nacht bricht herauf: die Nacht als Schwester des Tages, und die Nacht des Gewitters. Und nicht lange währt es, so beginnen Tropfen vom schwarzen Himmel zu fallen, und ein Platzregen prasselt herab, und ein Sturm schleudert den Regen an

die Gemäuer und Balken der Häuser; leer werden Gassen und Plätze, alles Leben flüchtet sich unter Dach, und was früher im Freien gewogt, bewegt sich nun in den öffentlichen Schenken und Gasthäusern. Und je heftiger das Gewitter außen tobt, desto aufgeregter scheinen auch die Gemüther innen zu werden: Stürme außen, Stürme innen, zeigt mir den Fleck, wo Ruhe zu finden?

Der „Kelchner" — so ist eines der geräumigsten Schankhäuser in ganz Wien beschildet — ist von Gästen überströmt. Er befand sich am Hof, *) unweit vom städtischen Zeughause, und war der Sammelplatz der vornehmsten Bürger, welche hier ungescheut ihren Meinungen freien Lauf gönnten, und die Farbe, welcher sie angehörten, offen zur Schau trugen.

Einige Gäste stürmen eben, vom Regen getrieben, herein.

„Alle Donner, ist das ein Guß!" rief der Eine, und schleuderte den triefenden Mantel von sich.

„Platz gemacht!" schrie ein Anderer.

„Wein her, aber vom besten!" ein Dritter.

„Hierher, Christian Flemming! hier ist ein Loch für Dich!"

*) Ein Platz in Wien.

„Wollt Ihr mich in's Loch stecken?" lachte der angerufene Fleischermeister.

„Platz gemacht, für Ulrich Speckesser!"

„O, der braucht wenig Raum!"

„Keine Sticheleien! Der Fadenscheinige ist eben vom Werktisch aufgestanden."

„Nur zugefoppt, Ihr werdet es auch einmal satt bekommen! Ein Wort mehr oder weniger, das macht mich nicht fetter und nicht hagerer."

„Das Letztere ist unmöglich!"

„Guten Abend!"

„Gott zum Gruß, Jakob Mainhart!"

„Hoch, Jakob Mainhart!"

„Vivat, Jakob Mainhart!"

„Schönen Dank, Ihr Herren und Freunde! Es leben die Brüder!"

„Hoch die Brüder!"

„Es lebe der Herzog!"

„Hoch der Herzog!"

„Der würde uns kräftigeren Schutz angedeihen lassen!"

„Das will ich meinen!"

„Es ist himmelschreiend! Räuber vor den Thoren, und sie gewähren lassen."

„Söldner miethen, und unbezahlt fortsenden, das

heißt, ihnen stillschweigend das Recht geben, sich selbst bezahlt zu machen."

„Das kann ein Jeder, dazu braucht man nicht römischer Kaiser zu sein."

„Das lass' ich mir gefallen! Die ganze Geschichte will ungefähr so viel sagen: Ich kann oder will Euch keinen Sold geben, aber die Wiener, die haben Felder, Aecker, Heerden, Weingärten, macht Euch bezahlt! Zu was Ende habt Ihr Wehr und Waffen? Ihr seid Kriegsleute, jene sind friedliche Bürger, mit denen werdet ihr wohl noch fertig werden."

„Der Michel mit dem krummen Maul spricht wie ein Evangelium! Es ist handgreiflich: Der Kaiser will uns die drei Tage vergelten, welche er vor den Thoren der Stadt zubringen mußte."

„Nein, nein! Das mag ich nicht glauben, das wäre zu abscheulich!"

„Meinst Du, dergleichen Pläne kämen aus seiner Seele? Da mußt Du bei dem Haug von Werden, bei dem Reiperg und den Andern anklopfen!"

„Donnerwetter!" schrie Jakob Mainhart, und schlug mit den Händen auf die Tafel, daß die Becher schwepperten, „wenn ich wüßte, wer Schuld an diesem Unwesen trägt: so wahr ich jetzt der Vorsteher unserer Gilde bin! ich ließe ihn mit Hunden aus der

Mitte der Seinen schleppen, ließe ihn durch die Hauptstraßen Wiens hetzen, und dann erst in die Donau zerren!"

Ein untersetzter Mann, in einen Mantel gehüllt, schlich herein, und ließ sich in der Ecke nieder. Niemand bemerkte ihn, denn er saß im Schatten, und rührte sich nicht.

„Brav gesprochen, Jakob Mainhart! Du verdienst es, der Erste Deines Gewerkes zu sein!"

„Jakob Mainhart soll leben!"

„Hoch!"

„Warum so wortkarg, Meister Schwarz?"

„Und Ihr, Herr Mathis Auer?"

„O, laßt die Armen; wißt Ihr denn nicht: dem Ersteren haben sie außen das Weingartenhaus abgebrannt, und dem Anderen seine Waarenvorräthe geraubt; sein Schiff, das auf der Donau herabschwamm, wurde mit Maus und Mann angehalten und ausgeplündert."

„Heiliger Jakob! welche Frechheit!"

„Wie weit soll es noch kommen?"

„Und was sagt denn unser Rath dazu?"

Der Mann im Schatten klopft dem vorbeigehenden Wirth ganz leise auf die Schulter, und begehrt Wein.

„Mein Himmel! Der Rath thut was er kann;

meint Ihr, es wären nicht schon Vorstellungen deshalb an den Hof gegangen? Aber was hat es genützt?"

„Gerade so viel," rief ein Lederer, „als ob man einer nassen Haut eine Ohrfeige gäbe; da ist der Schläger immer übler dran, als der Geschlagene!"

„Ja, bis man bei denen etwas durchsetzt, braucht man Blasebalg und Hammer, damit man es zu gleicher Zeit von oben hineinklopfen, und von unten hineinblasen kann."

„Das thut nichts; ist es nicht beim ersten Mal gegangen, so muß man es das zweite Mal versuchen; zu was Ende ist der Rath da? Um ihn zu füttern? Da glaube ich würde uns ein vierfüßiger viel billiger zu stehen kommen; er muß sich unserer annehmen!"

„Ja, hier muß gehandelt werden, und geht es nicht im Guten, so geht es wieder im Bösen!"

Der unbeachtete Mann in der Ecke nahm seinen Becher, und trank; dabei waren seine Augen aber immer auf die zahlreiche Gesellschaft der Bürger geheftet.

„Laßt's nur gut sein, von Morgen an muß es anders werden!"

„Wir wollen an den Rath!"

„Der Bürgermeister wird schon helfen!"

„Er hat noch immer Mittel gefunden, er soll leben!"

„Der Holzer soll leben!“

Der Mann im Schatten rutschte etwas ungeduldig auf seinem Sitze umher und trommelte ganz leise mit den Fingern auf dem Tische.

Während die Meisten ihre Becher leerten, entstand in der Schankstube tiefe Stille, außen hörte man den Sturm und das Niederstürzen des Regens auf die Schindeldächer.

„Ein gräulich Wetter!“ begann der Apotheker Entheim.

„Man sollte fast glauben, der Himmel selbst zürne über die uns zugefügte Schmach —“

Die Thüre flog auf, und der Bindermeister Niklas Vorstall stürmte herein.

„Gott zum Gruß, Ihr Herren!“

„Grüß' Euch der Himmel, Herr Vorstall!“

Der Angekommene war ein großer Mann von herculischer Kraft; sein Gliederbau, der Größe proportionirt, verrieth auf den ersten Anblick hin, daß mit diesem Manne nicht gut in Feindschaft leben sei. Seine Stimme war stark und tief, als ob sie aus einem Sprachrohre käme. Er ließ sich am Tische nieder.

Der unbemerkte Mann in der Ecke ergriff indessen seinen Becher, leerte ihn fast zur Neige, und gab dann seinem Kopfe wieder eine solche Richtung, daß

das rechte Ohr der Gesellschaft zugekehrt war, so wie es schwerhörige Personen zu thun pflegen, damit ihnen in einem Gespräche nichts entgehe.

Der gekommene Bindermeister ließ sich den Wein schmecken, setzte dann den geleerten Becher vor sich hin und sprach: „Bei meiner armen Seele! so oft ich so recht vom Durst gepeinigt werde, wünsche ich immer ein Kameel zu sein, um unbeschadet der Vernunft für mehrere Wochen auf einmal trinken zu können! Was meint Ihr dazu, Meister Speckesser?"

Der Schneider schüttelte den Kopf und versetzte traurig: „Wenn Ihr auch kein Kameel seid, so lauft Ihr doch mit uns Allen Gefahr, bald mitten in einer Wüste zu stecken."

„Ihr meint die Räubereien? Nun, da weiß ich auch ein Stückchen zu erzählen."

„Alle Wetter! Bruder Vorstall," schrie der schielende Mainhart, „Ihr war't es ja, welcher den Wuldersdorfer fing."

„Ja, den Unhold habe ich festgenommen!"

„Erzählt! — Wie geschah dies?"

„Erzählt! — Erzählt! —" so riefen viele Stimmen zugleich.

Der untersetzte Mann im Schatten stützte seine Stirn in die hohle Rechte, senkte den Blick vor sich



nieder, und schien sich um die Erzähluug des Binders wenig zu kümmern.

Niklas Vorstall begann: „Die Geschichte ist ganz kurz erzählt! Unter allen entlassenen kaiserlichen Söldnern ist der Wuldersdorfer der größte Strauchdieb, der unmenschlichste Räuber. Er hatte sich mit noch Einigen seines Gelichters zusammengethan, und trieb das Handwerk auf die tollste, unverschämteste Weise. Ich glaube, ein Jeder von Euch wird ein oder das andere Stückchen seiner Heldenthaten schon erzählen gehört haben, denn es vergingen wenige Tage, wo man nicht vor den Thoren Wiens über den Wuldersdorfer Thränen vergießen sah. Er raubte, plünderte nach Herzenslust, brandschatzte die umliegenden Gehöfte und Ortschaften, und trieb die Kühnheit so weit, sich sogar bis in das Innere der Stadt zu wagen, freilich nur, um sich da ein Bischen gütlich zu thun, und sich unbekannter Weise von seinen Räubereien zu erholen. Vor einigen Tagen geht eine Bürgersfrau —"

„Ja, ja, ich habe den Vorfall erzählen gehört!" unterbrach Jakob Mainhart den Bindermeister; „die Bürgersfrau war die Gattin des Weißgerbers Reinherr."

„Ganz recht!" fuhr der Vorstall fort. „Diese Frau geht also ganz arglos über die Brücke hinüber,

gen den untern Werd zu, als sie einen Mann auf sich zukommen sieht. Es war am helllichten Tage, und es fiel ihr gar nicht ein, daß ihr da etwas Unliebsames begegnen könnte; aber dem war nicht so. Der Mann kam immer näher, seine Schritte wurden größer und hastiger, auch sah er sich einige Male spähend um, und als er das Feld rein genug glaubte, stürzte er auf die Frau los. Ihr müßt wissen, meine Freunde! daß selbige Meistersfrau ein wunderhübsches Weibchen ist, kernfest und mollig, dabei aber doch risch und rasch, flink und gewandt, nicht gleich verzagt; eine hübsche Wärmpfanne voll Feuer im Leib und dabei vielleicht noch einige Schock Teufel; das Letztere aber weiß ich nur vom Hörensagen, denn mit Meister Reinherr ist darüber nicht zu reden. Die Frau sieht sich kaum angefallen, als sie im ersten Augenblicke der Ueberraschung einen Hülferuf ausstößt. Aber das Gehölze war leer, die Brücke einige hundert Schritte entfernt, sie merkte also gleich, daß sie sich nur auf sich selbst und auf den lieben Herrgott zu verlassen habe; es ging ihr im selbigen Augenblicke gerade so, wie es uns Wienern jetzt geht: wenn wir selbst oder der liebe Herrgott uns nicht helfen, ein Anderer thut's nicht! Zwischen der Meistersfrau und dem Wuldersdorfer — denn das war der Unhold — begann nun ein rascher Wortwechsel. Er hatte sie

nämlich an der Hand gefaßt, und wollte sie mit sich fortschleppen, aber sie wehrte sich tapfer.

„Ihr folgt mir augenblicklich!"

„Mit meinem Willen nie!"

Er riß den Stahl aus dem Gehäng und drohte ihr — Das schreckte die Frau nicht ab, sie rief: „Stoß zu, Elender, ich bin bereit!"

Das ließ der Andere aber bleiben, denn ihm war mit dem todten Weibe wenig geholfen. Er steckte also den Dolch wieder ins Gehänge, und umfaßte die Frau mit beiden Armen. Nun begann ein Ringkampf, in welchem die Arme wahrscheinlich den Kürzeren gezogen, und am Ende doch unterlegen sein würde, denn der Schurke war in seiner Gier so ergrimmt, daß er eine dreifache Kraft zu besitzen schien; aber ihre Geistesgegenwart ließ sie eine List ergreifen, welche trefflich ausfiel. So wie eine Schnecke ihre Fühlhörner, zog sie nach und nach ihre Kraft ein, und that, als ob sie von Augenblick zu Augenblick immer mehr ermatte, wodurch der Räuber zuletzt Meister des Feldes wurde, und die dem Anscheine nach Widerstandslose etwas unsanft auf den Sandboden bettete. Kaum fühlte die Frau ihre Arme frei, so faßte sie rasch eine Hand voll Sand, und schleuderte ihn ihrem Gegner in die Augen. Dieser sprang betäubt auf, die Frau war nicht minder rasch auf den

Beinen und entfloh. Der Wuldersdorfer hinter ihr her, keuchend vor Wuth, und sich immer die Augen wischend. Zufälliger Weise kam ich am Donauufer herab, und sah schon von der Ferne die Hatz; ich merkte gleich, auf was es hier abgesehen sei, und lief spornstreichs zu Hülfe. Mittlerweile hatte der Wuldersdorfer seine Glurren wieder rein gefegt, und staunte nicht wenig, als er die Entflohene schon auf der Brücke, und mich ihm gegenüber fand. Im Augenblicke blitzte sein Dolch aus der Scheide; ich trug keine Waffe, und war nur mit meinem gewöhnlichen Stocke bewehrt."

„O, ich kenne das Ungethüm von einem gewöhnlichen Stocke," rief der Apotheker lachend, „man könnte einen alten Raben dabei weich sieden."

„O ja," fuhr der Bindermeister fort, „auch einen Buben damit weich klopfen, das habe ich schon oft genug bewiesen. Einige Augenblicke standen wir uns schweigend gegenüber. Er stierte mich an, und ich hielt ihn mit dem Blicke fest.

„Was wolltest Du von dieser Bürgersfrau? Schurke!" fuhr ich ihn an.

Er merkte schon, daß es hier nicht so leicht ablaufen würde, und wollte mich ein wenig ins Bockshorn jagen, deshalb versetzte er: „Selbst Schurke! ich bin der Wuldersdorfer!"

„Dreimal Schurke, Bube, Räuber, Mordbrenner!“ sprudelte ich hervor.

„Verdammter Spießbürger!“ brüllte er, und sprang auf mich los. — Ich ließ meinen Stock auf seine Hand fallen, und der Stahl lag zehn Schritte von uns seitwärts im Sande. — Er war verblüfft. Wahrhaftig! wenn ich jetzt über die ganze Geschichte nachdenke, muß ich mir gestehen, daß es sich gar nicht der Mühe lohnte, mit dem Schelm so viel Federlesens zu machen.

„Willst Du Dich ergeben?“ fragte ich ihn ganz kurz.

Statt der Antwort sprang er behend wie eine Katze auf mich los, und umfing mich. Da ich von meinem Stocke in der Rechten keinen Gebrauch machen konnte, legte ich meine Linke um ihn, und drückte ihn wie eine Geliebte an mein Herz. Die Umarmung muß aber etwas unsanft gewesen sein, denn er heulte auf, und ließ seine Arme sinken; so viel ich mich entsinne, habe ich an seiner rechten Seite einige Rippen krachen gehört. In demselben Augenblicke hörte ich in der Ferne ein Geschrei; ich blickte hin, und sah ein Weib mit mehreren bewaffneten Männern hierher eilen. Die gute Meistersfrau hatte Hülfe gebracht, war aber ganz überflüssig; es hätte nur eines Hiebes bedurft, und der Wuldersdorfer hätte nicht

mehr geathmet; aber da sie schon einmal da war, wollte ich sie auch benutzen. Ehe sich der Wuldersdorfer von dem Schmerze erholt hatte, versetzte ich ihm Eins auf die Schulter, daß er wie ein Schaaf meckerte, und zusammensank. Meiner Berechnung nach konnte er nun sicher vor der Ankunft der Andern den Platz nicht verlassen. Ich hatte mich nicht geirrt. Als die Gesellen des Weißgerbers über das wehrlose Opfer herfallen wollten, trat ich ihnen abwehrend entgegen und befahl, dem Räuber einen Strick um den Hals zu legen, brachte den Schurken mit einigen Fußtritten zu sich, und ließ ihn so seinen Einzug in der Stadt halten. Er wurde der Gerechtigkeit überliefert."

Niklas Vorstall schwieg. Einen Augenblick lang war's still. Auch außen war's ruhiger. Das Wetter mußte sich ausgetobt haben. Der unbeachtete Mann in der Ecke hob jetzt seinen Kopf in die Höhe, und sah mit einem Blick auf die Gesellschaft, als ob er sagen wollte: Nun, was wird jetzt an die Reihe kommen?

„Ihr habt ihn der Gerechtigkeit überliefert? Und was ist ferner mit ihm geschehen?" fragte Einer der Meister.

„Das will ich Euch gleich sagen!" rief Jakob Mainhart, und sprang vom Sitze auf. „Der Kaiser will den Schurken der verdienten Strafe entziehen!"

„Der Strafe entziehen? Wär's möglich?" schrieen die Gäste zugleich.

„Aus welchem Grunde?" fragte ein Einzelner.

„Darüber weiß Niemand eine Auskunft zu geben!"*)

„Und der Rath?" fragte ein Anderer.

„Der Rath natürlich weigert sich dessen; der Wuldersdorfer wird nur noch schärfer bewacht."

„Aber ums Himmels Willen! was kann der Kaiser nur für Ursache haben, einen Verbrecher dem Rächerarm der Gerechtigkeit zu entziehen?"

„Er muß doch Gründe hierfür haben, denn als er vernahm, daß den Wuldersdorfer die schärfste Justiz erwarte, wußte er sich nicht anders zu helfen, und — "

„Nun was that er?"

Jakob Mainhart fuhr fort: „Er bediente sich eines ganz einfachen Mittels."

„Und dieses war?"

„Er griff unsere Rechte an, und verletzte in unserem Recht die Ehre der gesammten Bürgerschaft.

---

*) Siehe Kurz und Hormaier. Da dieser Vorfall den eigentlichen Ausschlag zum Aufstande der Wiener gab, so benutzten wir ihn mit historischer Treue, und machten uns ein Gewissen daraus, einen Beweggrund für Friedrichs Handeln zu erfinden.

Der Kaiser," fuhr Jakob Mainhart mit erhobener Stimme fort, „benahm unserem Rathe, dem Rathe der freien Reichsstadt Wien, das uralte Vorrecht des Blutbannes!"

Ein Schrei der Verwunderung —

Alle springen von ihren Sitzen.

„Ist es wahr?"

„Wär' es möglich?"

„Uns, den Wiener Bürgern, solche Schmach?"

„Nein, nein, nicht der Kaiser hat es gethan, er ist zu gewissenhaft, das kam aus einem Rathsschädel!"

Ja, ja, aus einer alten, verknöcherten Federseele!"

„Es sind ja noch die Nämlichen, die Anno 52 um ihn waren." *)

„Anno 52! Donnerwetter! so soll's wieder werden!"

„Wir wollen unser Recht!"

„Wir sollen uns also berauben lassen?"

„Nicht genug, daß er uns keinen Schutz verleiht, er will uns auch noch des Rechts des Selbstschutzes berauben?"

*) Anspielung auf die schlechten Rathschläge, welche es im Jahre 1452 dahinbrachten, daß der Kaiser in der Neustadt belagert wurde.



„Wo soll das hinführen?"

Der untersetzte Mann im Schatten war mit einem Sprunge unter den Bürgern — diese blicken ihn staunend an — er wirft die Umhüllung von sich, und der Bürgermeister Holzer stand da.

„Wißt Ihr, Bürger Wiens! wohin das führen soll?" so rief er mit überlauter Stimme.

Todtenstille —

Kein Athemzug regt sich.

„Zur Freiheit!" ruft der Sprecher.

Nach einer Pause: „Wir sagen uns los vom Kaiser!"

„Ja, wir sagen uns los!" schrieen ihm die Erhitzten nach.

„Hier meine Rechte!"

„Hier die unseren!"

„Wir bleiben Brüder!"

„Brüder bis in den Tod!"

„Hoch unser Bürgermeister!"

„Hoch Wolfgang Holzer!"

„Und nun fort, tragt offen Eure Farbe zur Schau; der Tag der Wahrheit ist erschienen, die Brüder treten an das Tageslicht, und fordern ihren Willen, ihr Recht!"

Der Funke war geworfen, er zündete; die Flamme der Empörung loderte heftiger als je auf, brach her-

vor, und drang zerstörend und sündig über die Marken des Rechtes, über die Satzungen der menschlichen Gesellschaft.

Das Fürstenhaus ist von Empörung umwogt, die Gefahr stürmt heran, bald wird die Glocke am Stefansdome ertönen, bald wird der Mord in der Stadt einziehen, der Friede ist längst schon aus derselben gewichen, bald wird der Donner der Kanonen vom Kahlengebirge widerhallen, und die Burg des Kaisers wird von seinen eigenen Bürgern feindlich bedroht sein.

— — — — — Und es war in derselben Nacht! —

— — — — — Das Gehöfte, in welchem die blinde Katharina wohnte, liegt einsam da; die Laden der Fenster sind geschlossen, auch außen ist Alles dunkel, Alles ruhig. Das Gewitter hat nachgelassen; ein feiner Regen rieselt herab, er scheint dem früheren Platzregen so gefolgt zu sein, wie der Nachhall in einem Gebirge immer schwächer und schwächer ertönt, bis er endlich ganz verstummt.

Katharina und Simon befinden sich in der Vorderstube. Johanna ist außen beschäftiget.

„Er wird also kommen?"

„Um die zehnte Stunde!"

„Simon, warum hast Du mich neulich getäuscht?

Verdiente ich dieses Mißtrauen von Deiner Seite? Habe ich Johannen nicht wie meine Tochter lieb? Wie kamst Du also nur auf den unseligen Gedanken, daß es mir je einfallen könnte, sie — diesen Engel — jenem Elenden preiszugeben?"

Der Häßliche sah finster vor sich hin, wie Jemand, der bei einem Vergehen ertappt wird, und entgegnete: „Konnte ich Eure Absichten ahnen? Nun, da Ihr sie mir geoffenbaret, kann ich freilich in dieser Beziehung ruhig sein. Deswegen ist aber Johanna noch immer in Gefahr!"

„Wie meinst Du das?"

„Ihr werdet Euch selbst überzeugen, daß Euer Plan mit jenem Manne nur zu gut gelungen ist; meint Ihr nun, daß er, den Stachel im Herzen, ruhig den Schmerz tragen werde, ohne nicht jedes Mittel zu ergreifen, um sich Linderung zu verschaffen? Und welchen Gefahren wäre Johanna in diesem Falle preisgegeben!"

„Fürchte nichts, Simon! Ich werde sie vor jeder Gewaltthat schützen; und sollte seine Gier jede Schranke überspringen, so weiß ich einen Mann, vor dessen Kraft er im Staube kriecht, und dessen Arm ihn zu zerschmettern im Stande ist!"

Simons Mienen gaben zu erkennen, daß ihn die Antwort Katharina's nicht vollkommen beruhigt

habe, doch antwortete er nicht, sondern sah tückisch vor sich hin.

„Die zehnte Stunde kann nicht mehr ferne sein!" begann die Blinde wieder.

„Soll ich Johannen rufen?"

„Noch nicht. Ich werde mich früher in die innere Stube verfügen."

„Ich fürchte immer, die Schwester wird es dieses Mal merken, daß der abermalige Besuch eines Fremden kein zufälliger sein könne."

„Ich glaube nicht, und wenn auch, so ist sie noch immer fern davon, die Wahrheit zu ahnen."

„Diese muß ihr jedenfalls ein Geheimniß bleiben!"

„Das wird sie auch."

Katharina erhob sich, und schritt aus der Stube.

Simon blieb allein zurück.

Sein giftiger Blick blieb so lange auf ihr haften, bis sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, dann murmelte er:

„Geh' nur hin, giftige Kröte! Gauklerin! — meine Schwester zu solchem schnöden Spiel zu benutzen — aus ihren Himmelsreizen das Verderben eines Andern spinnen, das, ja das werde ich dir nie vergeben! — Und wenn ich diesen Anderen noch zehn-

mal mehr haßte, als ich ihn wirklich hasse, meine Schwester bleibt mir immer zu heilig, um sie solchen frechen Blicken preiszugeben; die Liebe zu ihr gilt mir mehr, als der unversöhnlichste Haß; ja, sie gilt mir mehr, sonst hätte ich dich schon längst erwürgt; aber nur weil ich weiß, daß sie mit ganzer Seele an dir hängt, nur das ist der Talisman, der dich vor meinem Hasse sichert, nur dem hast du es zu danken, daß du noch bist und athmest!"

Die Thür ging auf und Johanna kam herein. Die Jungfrau glich einer schwebenden Sylphe; sie war heute wo möglich noch frischer, noch blühender. Ihr dunkles Auge glänzte vor Freude, das frohe Lächeln um die Lippen hauchte einen unnachahmlichen Zauber auf das Engelsantlitz, das braune Haar war sorgfältig gescheitelt, die Locken rückwärts beschatteten den schneeigen Marmornacken: sie war ganz Anmuth, ganz Liebreiz.

Simon hing mit trunkenen Blicken an dem Mädchen; ist es möglich, diese Erscheinung die leibliche Schwester des Häßlichen?

„Komm her, Johanna!" sprach er so freundlich zu ihr, als er es nur vermochte, „setze Dich an meine Seite."

„Wo ist die Mutter?"

„Rückwärts in der Schlafkammer; sie wird wahrscheinlich schon zur Ruhe sein."

„Dann wollen auch wir ihrem Beispiele folgen."

„Nein, nein, Johanna! Das wäre ja noch zu früh; komm, meine liebe Schwester, komm hierher, laß uns ein wenig mit einander sprechen."

Die Jungfrau sah ihn staunend an:

„Sieh' doch, Simon! wie bist Du heute plötzlich so redelustig geworden? Du, der doch gewöhnlich so mürrisch und wortkarg ist?"

„Dein heiteres Aussehen hat mich so munter gemacht; ich möchte die Ursache kennen, die Dich so überaus fröhlich gestimmt hat, daß man es sogar trotz Deinem ohnedies frohen Wesen auf den ersten Anblick hin erkennt."

Johanna lächelte anmuthig und entgegnete:

„Ich habe von Mutter Katharina wieder ein Geschenk erhalten! Sieh 'mal, dies wunderhübsche Goldreifchen."

Simons Augen verdüsterten sich. Er nahm den Ring, als wolle er ihn genauer betrachten, und murmelte leise in sich hinein: „Die Elende! Nur um das Mädchen für den heutigen Abend durch den Ueberhauch des freudigen Gefühls noch mehr zu verschönern, hat sie ihr dies Geschenk gemacht!"

Johanna hörte, doch verstand sie die dumpfen Worte nicht, sie fragte ihn daher:

„Was hast Du gesprochen?"

Simon gab ihr den Ring zurück und erwiederte:

„Ich glaube nicht, daß dies echtes Gold sei."

Die Jungfrau rief erstaunt:

„Aendert dies etwas an dem Werth der Gabe? Ob Gold oder nicht, der Wille bleibt derselbe, und wenn mein Mütterchen mir nur einen glatten Kiesel zum Geschenk macht, er wird mir willkommener sein, als von einer Anderen ein Edelstein!"

Diese Aeußerung, da sie Johanna's unbegrenzte Liebe zur Blinden an den Tag legte, ärgerte den Häßlichen; er antwortete unwirsch:

„Du bist eine Närrin, Johanna! Du hangst zu sehr an einer Frau, die für uns doch nur eine Fremde ist!"

„Eine Fremde?" rief die Jungfrau erstaunt, „sie, welche uns wie ihre eignen Kinder hegt und pflegt, die uns mit Wohlthaten überhäuft; sie sollte für uns nur eine Fremde sein?"

„Du erwägst die Dienste nicht, die wir ihr dagegen leisten. Was thäte sie, die Blinde, wenn sie uns nicht hätte? Sie müßte Diener haben, Diener, von welchen sie bei jeder Gelegenheit betrogen und übervortheilt würde. Glaube mir, liebe Schwester! was sie für uns thut, das verdienen wir, das ist kein Geschenk, keine Gnade!"

Johanna schüttelte ungläubig den wunderschönen Kopf und sprach:

„Geh', Simon! Du sprichst böse, ich habe Dir's schon oft angemerkt, daß Du unserer Wohlthäterin nicht jene Ehrfurcht zollst, welche Du ihr eigentlich schuldig bist; daß Du für sie nicht jene Liebe hegst, welche sie um Dich und mich so sehr verdient. Wenn Du von ihr, unserer zweiten Mutter, so herzlos sprichst — und das geschieht seit einigen Wochen gar zu oft — so will es mich fast immer bedünken, als ob Du keines guten Gefühles fähig wärst, und als ob ich und Du, da wir für eine und dieselbe Person so verschieden empfinden, nicht Bruder und Schwester sein könnten."

Diese Worte fuhren dem Häßlichen wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele.

„Ich keines guten Gefühls fähig?" rief er und seine Stimme zitterte; „ist meine Liebe zu Dir, meine grenzenlose Bruderliebe zu Dir, kein gutes Gefühl? Nähre ich diese Liebe nicht mit meinem Herzblute, pflege ich sie nicht mit einer Sorgfalt, mit welcher man einen Schatz, einen einzigen Schatz zu bewahren im Stande ist? Und Du, Du Undankbare! zweifelst sogar, daß Du meine Schwester seist? Sprich, nicht wahr? die Blinde war es, welche den Keim dieser Gedanken in Deine reine Brust gesenkt? Sie war ja von je bemüht,

Dein Herz von dem meinen fern zu halten, weh' ihr — "

„Halte ein, Bruder! und frevle nicht—"

„Hör' mich an, Johanna! Ich kann das Gefühl in meinem Herzen nicht bezwingen; es spricht zu laut in mir: daß Katharina Dich ganz an sich fesseln und mich immer mehr und mehr von Euch Beiden entfernen will. Es ist ihr gelungen! Dein Herz hat sie mir bereits abgewendet; Du liebst mich nicht mehr, wie eine Schwester; nicht lange wird es währen, so wirst Du Dich ganz von mir lossagen, um ihr anzugehören; dann aber wehe ihr und mir!"

Johanna fuhr erschreckt zurück:

„Simon! welche Reden muß ich hören? Halt' ein, wenn Du nicht willst, daß ich Dich augenblicklich verlassen, und jede Gelegenheit, mit Dir allein zu sein, für immer meiden soll."

Der Häßliche faßte die Hand der Schwester und rief flehend:

„Bleibe, Johanna! bei Allem was Dir lieb und theuer ist, bleib'! Sobald Du von mir gehst, ist der Damm zwischen mir und ihr gebrochen, und die feindseligen Elemente schlagen zusammen. Bleib', Johanna! Dir zu Liebe will ich mein Inneres bezwingen; nur die Gewalt dieser Liebe vermag mich über der Fluth des Hasses zu halten; ich will leiden und

dulden, wenn nur Du glücklich bist, wenn nur Du mich liebst und meine Schwester bleibst!"

Thränen traten in seine Augen. Welche Gefühle mußten in diesem Herzen kämpfen, um demselben Thränen zu erpressen!

Die Jungfrau fühlte inniges Mitleiden mit ihm, sie neigte sich vertraulich zu ihm, legte ihren rechten Arm um ihn, drückte ihn an sich und sprach:

„Du weinst, Simon? Ich erkenne Dich wieder, Du bist mein Bruder!"

Der Häßliche kniete vor ihr nieder, faßte krampfhaft ihre Hände und rief:

„Schwester! — Heilige des Himmels — Du mein Engel — mein Schutzgeist — mein Alles, Alles auf dieser Erde!"

Er konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

Eine heilige Stille herrscht im Gemache.

Die Geschwister halten sich umschlungen, die Nähe Johanna's hat den bösen Geist aus der Brust des Bruders verscheucht; er beschließt im Herzen, ihr Alles zu entdecken. Auch Johanna hatte sich in Simons Nähe schon lange nicht so heimlich gefühlt, wie in diesem Augenblicke.

Außen an dem Thore wird gepocht.

Johanna stutzt, Simon fährt auf, wie Jemand, der, aus einem süßen Traume geschreckt, sich in die

bitterste Wirklichkeit versetzt sieht. Es ist der Erwartete. Dieser Gedanke weht wie ein Samum durch seine Seele!

„Man klopft außen!" sprach die Jungfrau beklommen.

„Ich werde nachsehen, was es giebt!" erwiederte Simon und verließ die Stube.

„Soll ich dem Elenden öffnen?" rief er jetzt, „oder ihn abweisen, und Johannen Alles entdecken? Diese Wahrheit bin ich ihr schuldig! Aber wozu würde dies führen? Es würde nur den Glanz ihrer reinen Seele trüben, ohne ihr genützt zu haben. Sie würde leiden, während sie jetzt dem Schlummernden gleicht, über den sich, ohne daß er es ahnt, eine giftige Schlange ringelt; die Gefahr geht so an ihm spurlos vorüber, während der Wachende mit ihr kämpfen müßte, und sie ihm, wenn auch sonst nichts, so doch Angst und Sorge verursachen würde. Ich will dem Elenden öffnen, er möge seinem verdienten Geschick entgegen gehen, dann aber soll er ferne bleiben von uns, ferne — für immer!"

Er war bei dem Thore angelangt und schloß es auf.

„Kann ich eintreten?" fragte der Einlaßbegehrende.

„Ja!" erwiederte Simon kurz, und warf außen

einen spähenden Blick umher. Es war Alles ruhig, die Dunkelheit ließ ihn nichts bemerken.

Sie traten ein. Simon ließ das Thor offen.

Ein unheimliches Gefühl hatte sich indessen der Jungfrau bemächtiget; unruhig sah sie der Rückkunft des Bruders entgegen; er kam mit einem Manne, den sie nicht kannte.

„Den Fremden hat auf der Straße ein plötzliches Unwohlsein befallen," sprach Simon mürrisch, „er bittet, sich einige Augenblicke bei uns erholen zu dürfen; wenn er einen Trunk Weines erhalten könnte, würde er sehr dankbar sein."

Das hagere, todtenblasse Antlitz des Fremden, sein hohles Auge machten diese Angabe wahrscheinlich. Johanna reichte ihm einen gefüllten Becher; er nahm ihn, seine Hand zitterte, die Stimme versagte ihm, er vermochte kaum den Dank zu stammeln. Sein Blick klammerte sich glühhitzig an die Reize der Jungfrau, und als er ihr den Becher zurückgab, sprach er:

„Fürwahr! dieser Trunk scheint Feuer in meine Adern gegossen zu haben; ich fühle mich viel besser, und bin Euch für die Stärkung zu hohem Dank verpflichtet."

Simon behielt den Leidenschaftlichen im Auge, wie der Falke seine Beute.

Der Fremde mußte sich bezwingen, um die Flam-

men seiner Leidenschaft nicht sichtbar hervorbrechen zu lassen, aber seine Unruhe vermochte er doch nicht zu verhehlen, das Feuer seiner Blicke zu dämpfen, war er doch nicht im Stande.

Das unheimliche Gefühl der Jungfrau hatte sich in der Nähe dieses Mannes gesteigert; obwohl sie seine Unruhe dem vorgegebenen körperlichen Uebel zuschrieb, so mußten ihr doch diese frechen, unheiligen Blicke auffallen, und sie wollte sich aus der Stube entfernen.

„Ihr wollt dies Gemach schon verlassen?" fragte der Fremde rasch, „ohne meinen Dank für Eure Güte entgegen zu nehmen?"

„Was ich gethan," versetzte die Jungfrau kalt, „ist nicht des Dankes werth!"

„Ihr könntet also wirklich so grausam sein, mich Eures Anblickes zu berauben, des schönsten, welcher mir je zu Theil geworden?"

„Seht, Herr! hier hängt der Spiegel, er sagt mir täglich, was ich von mir selbst zu halten habe; Ihr setzt Euch also der Gefahr aus, mir entweder die Unwahrheit zu sagen, oder das zu wiederholen, was ich ohnedem schon weiß."

Diese Rede war mit einer solchen Kälte gesprochen, daß sie bei jedem Andern abschreckend gewirkt haben würde; den Leidenschaftlichen entzündete sie

aber nur noch mehr, gerade so, wie zu wenig Wasser eine Feuersbrunst, statt sie zu löschen, nur noch mehr entflammt.

„Wie himmlisch reizend seid Ihr jetzt," brach er hervor, „diese Worte verrathen den klarsten Geist; Ihr seid ein Engel — "

Er wollte ihre Hand fassen; Johanna zog sie rasch zurück, und trat einige Schritte rückwärts; er fuhr fort:

„Warum so scheu, so unfreundlich? Wem der Himmel so viel Reize verliehen, wen er so vollkommen ausgestattet, der muß es auch dankbar anerkennen, und deshalb die Anderen nicht spröde von sich weisen. Wer einen Schatz besitzt, und ihn, ohne selben zu benutzen, verschließt, ist ein Thor, und wer vor Anderen seine Blumen birgt, und ihnen mißgünstig den Anblick der Gottesgabe entzieht, der verdient es nicht, daß ihm der Himmel Blumen blühen läßt. Ihr seid, glaubt es mir! die schönste Jungfrau, welche je ein sterblich Auge gesehen, und es darf Euch also nicht wundern, wenn Euer Anblick Gefühle — "

„Johanna!" rief jetzt Katharina's Stimme außen.

Die Jungfrau, froh einen Vorwand zu haben, sich entfernen zu können, verließ mit dem Rufe: „Ich komme schon, Mutter!" rasch die Stube.



Der Fremde sah ihr, von Leidenschaft trunken, nach.

Simon, einer unendlichen Angst entledigt, athmete leichter auf.

„Jetzt rasch, meine Tochter!" flüsterte die Blinde außen zu Johanna, „begieb Dich in die rückwärtige Stube, und verlaß dieselbe unter keinem Vorwande, bis ich nicht zu Dir komme!"

Die Jungfrau, ohne ein Wort zu sprechen, gehorchte.

Die Blinde trat ein.

Die beiden Männer waren kaum eine halbe Minute allein gewesen.

— — — — — Einige Zeit später, als Simon den Fremden in das Gehöfte eingeführt hatte, langten in der Nähe desselben zwei verhüllte Gestalten an. Die Eine derselben spähte schüchtern umher, nach einer Weile sprach sie zur Andern, und man erkannte eine Frauenstimme: „So viel mich die Dunkelheit erkennen läßt, kann die gesuchte Hütte nimmer weit sein. Laß uns ein Bischen anhalten und ausruhen; der weite Weg hierher hat mich beinahe erschöpft."

„Ach, gnädige Frau!" seufzte die Andere, der Stimme nach ebenfalls ein Frauenzimmer, „das war aber auch ein Weg! Verzeiht, daß ich mich so offen

äußere: es war kein Unternehmen für Frauen, sich in dieser Nacht so ganz ohne alle Begleitung bis hierher zu wagen; ach, wenn wir nur schon wieder mit heilem Leibe daheim wären!"

„Du bist gar zu furchtsam!" entgegnete die Andere, „Du mußt es versuchen, Dir selbst Muth einzusprechen, und Du wirst sehen, das Bischen Angst wird bald verschwunden sein."

„Mein Himmel!" jammerte die Andere, „ich soll mir Muth einsprechen, wo nehm' ich ihn her? Und wenn ich mir auch zurede: „Schäme dich doch, so hasenfüßig zu sein; sieh nur die gnädige Frau an, die thut, als ob sie innerhalb ihrer vier Mauern wäre; d'rum sei auch Du muthig!" wenn ich mir auch so zureden würde, es nützte nichts, weil ich mirs selbst nicht glaubte!"

„Tröste Dich damit, daß es bald überstanden sein wird; ehe zwei Stunden verrinnen, bist Du daheim."

„Zwei Stunden?" klagte die Andere, „in zwei Stunden kann man hundertmal mißhandelt und hundertmal gemordet werden; in zwei Stunden kann man hundertmal den Weg ins Paradies, und ebenso oft auch jenen in die Hölle gemacht haben!"

„Jetzt komm, laß uns nach dem Hause spähen."

Nach einer Weile Herumsuchens sprach diejenige, welche die Herrin zu sein schien:

„Hier sind wir bei einer Einfriedigung; wenn wir längs derselben fortgehen, müssen wir endlich an's Gemäuer und an das Thor kommen!"

Sie befolgten diesen Rath, und gelangten wirklich an den Vordertheil des Gehöftes. Die Dame begann nun, so viel es die Finsterniß gestattete, umherzuspähen, und fand endlich das Thor; sie stieß leise an dasselbe, es ging auf, denn Simon hatte es früher nicht geschlossen.

Sie wendete sich jetzt zu ihrer Dienerin, und sprach leise zu ihr:

„Du harrst hier außen, bis ich zurückkehre!"

„Hier, im freien Felde, ganz allein?" jammerte die Furchtsame, und die Zähne begannen hörbar wie ein Mühlwerk zu klappern.

„Ich werde nur einige Minuten verweilen, und gleich wieder zurück sein. Horch! ich höre Thüren sich öffnen."

„Heilige Mutter Eva, steh' mir bei!" winselte die Dienerin und vermochte sich kaum auf den Beinen zu erhalten.

„Nur ruhig — ich höre Tritte — Stimmen — sie kommen näher — laß uns schnell seitwärts treten, wir wollen sehen, was es giebt!"

Sie faßte die zitternde Hand der Dienerin, zog sie mit sich seitwärts vom Thore, und blieb ruhig in horchender Stellung.

„Komme ich zu spät?“ lispelte die Herrin vor sich hin, „oder hat sich etwas Unvorhergesehenes ereignet? Nur ruhig!“ gebot sie der Dienerin, „ums Himmelswillen! verrathe uns nicht!“

Die Tritte kamen näher und näher — das Thor ging auf — — —

— — — — — — Simon und der Fremde waren kaum einige Augenblicke allein im Gemache gewesen, als sich die Thür öffnete, und Katharina hereintrat.

Der Fremde richtete einen Blick auf Simon, gleichsam fragend, ob dies die Blinde sei? —

Der Häßliche nickte bejahend.

Katharina schritt gerade auf den Fremden los und streckte ihm ihre Hand entgegen.

Dieser, in der Meinung, die Blinde sei durch Johanna bereits von seiner Anwesenheit unterrichtet, und biete ihm nun die Hand zum Willkommen, reichte ihr seine Rechte dar.

Kaum hatte sie dieselbe berührt, so faßte sie ihn gleich krampfhaft am Arme, und rief: „Er ist es!“

Simon warf rasch einen Blick auf die Hand des Fremden, und bemerkte, daß ihm der Zeigefinger fehle.

Nun erst wurde es ihm klar, wie die Blinde damals den ihr mit Herrmann Preising gespielten Betrug entdeckt hatte.

Auf den Ruf: „Er ist es!" war der Fremde zusammengeschreckt; doch Katharina verfolgte ihren Angriff mit reißender Schnelle, und fuhr fort:

„Wo habt Ihr den Zeigefinger Eurer rechten Hand eingebüßt, Berthold von Ellerbach?"

Der Edelherr fuhr, wie vom Blitze getroffen, zusammen. Wenn ihm die Stimme der Blinden schon früher bekannt geklungen hatte, nun — nun litt es keinen Zweifel mehr, nun hatte er sie erkannt. „Katharina!" rief er mit einem Tone, welcher nicht so sehr Staunen, als ein schlimmes Bewußtsein verrieth.

„Ha! wie Ihr mich noch kennt, edler Herr von Ellerbach!" rief sie mit giftigem Hohne, und preßte seinen Arm noch krampfhafter mit ihrer Hand, „ja, ich bin Katharina, dieselbe Katharina, welche Euch von je her gemieden und gehaßt, und welche Ihr als Helfershelfer eines Andern verkauft und verrathen habt. Kommt, mein hoher Herr! ich will Euch noch einige Wörtlein in die Ohren flüstern, und Euch dabei das Geleite aus meinem Hause geben. Bleibt ohne Furcht, denn nicht um Euren Leib, sondern um Eure Zufriedenheit, um Eure Ruhe, um

Euer Glück war mir's zu thun, und dies Alles habt Ihr durch mich — durch mich verloren!"

Widerstandslos, ergriffen, bestürzt folgte Berthold der blinden Führerin; er wußte nicht, was er sprechen, wie er sich die unerwartete Wendung erklären sollte.

Dies waren die Tritte und die Stimmen, welche die Dame vor dem Gehöfte vernommen hatte.

Katharina und Berthold langten vor dem Thore an.

Einige Augenblicke früher hatte außen die Dame zu ihrer Dienerin die Worte gesprochen: „Nur ruhig, um's Himmelswillen verrathe uns nicht!"

Darauf wurde es still.

Man hörte jeden Laut.

Die Blinde begann: „Berthold von Ellerbach! ich brauch' es Euch nicht ins Gedächtniß zu rufen, was Ihr an mir verschuldet; jetzt habe ich für Alles genügende Rache genommen. Hört mich an: Mein Werk ist es, daß Ihr Johanna kennen gelernt; ich kenne Eure Gier, Eure Leidenschaft, Eure Verworfenheit! Ich wußte, daß des Mädchens Anblick alle Feuer Eurer sündigen Seele hell auflodern machen werde, darum ließ ich sie Euch unter die Augen treten, darum ließ ich Eure Aufmerksamkeit auf sie lenken, und um Eure Sinne aufs Höchste zu stacheln, wurdet

Ihr auf mein Veranstalten Zeuge jener Scene am Fenster. Euer Blut ist aufgewirbelt, Euer Hirn ist entbrannt, die alte Sünderseele droht aus dem Geleise zu treten, und doch werdet Ihr Johanna nie — nie besitzen; sehen werdet Ihr sie hundert — hundermal zu Eurer Qual; zu Eurer Pein werde ich sie Euch unter die Augen führen, damit das reizende Bild nicht verhauche; aber näher werdet Ihr dem Mädchen niemals kommen! Dies, Berthold von Ellerbach! soll mein Genugthun sein! — Ich weiß es, Eure Ruhe ist schon jetzt dahin, meine Rache hat bereits zu wirken begonnen, Ihr seid das wehrlose Opfer Eurer Leidenschaft! Ihr werdet von nun an jenem Menschen gleichen, der, schmachtend nach einer schönen Frucht, mit immer gleicher Gier, um sie zu pflücken, nach dem Zweige hascht, diesen aber nie erreichen kann. Und nun, Berthold von Ellerbach! eilt Eurem Hause zu, wo ein edles Weib duldet, welches Ihr so oft schon schmählich verrathen, und zu ihrem Unglück in Euer Haus gebracht. Kehrt heim, von nun an harret Eurer ein elendes Leben! Im Wachen werdet Ihr an Johanna denken, im Schlafe werdet Ihr von ihr träumen, und immer tiefer soll sich ihr Bild in Eure Seele prägen, immer tiefer soll sich die Gier in Euer Herz vergraben, sie soll es aufwühlen, soll Euch foltern mit unsäglicher Qual, soll zerreißen jede Fa-

ser, in welcher das Blut ruhig fließt, soll dieses umwandeln in siedend Blei, unheilbar fortwuchern wie eine giftige Wunde, so daß man in Baldem auf ein lebendes Gerippe zeigen und rufen wird: „Seht hin, dieses ist Berthold von Ellerbach!"

„Heiliger Himmel!" rief jetzt eine Stimme jammernd von der Seite her.

„Juliane!" kreischte der Edle auf, riß sich von der Blinden los, und stürzte, wie vom bösen Gewissen gejagt, von dannen.

Die Freifrau mit ihrer Dienerin — es war Gilgs Evchen — schlugen rasch einen anderen Pfad ein.

Die Blinde streckte ihre Arme gegen oben, und rief: „Himmel! ich danke Dir, dieser Augenblick war süß!"

Am Thore des Gehöftes wurde sie von Simon empfangen. Bald darauf ward es im Innern still und ruhig.

4*

Drittes Capitel.

Wie die Töne der Orgel, vom Chore hallend, an die Wände der Kirche nach allen Richtungen schlagen, von dort wieder abprallen, sich in ihren Wegen kreuzen, begegnen, zuletzt zusammenfließen und in der ganzen Kirche erklingen; so auch die Meinungen der Wiener. — Die Meisten, wenn sie auch weit davon waren, sich der herzoglichen Partei anzuschließen, vereinten sich am Ende doch in dem Aufstande gegen Friedrich, dessen Freunde unter den Bürgern bedeutend zusammengeschmolzen waren. Schon haben die Feindseligkeiten begonnen. Zwei kaiserliche Räthe werden durch List und Gewalt festgenommen und ins Gefängniß geworfen.

Schnell verbreitete sich die Kunde hiervon in der Stadt und am Hofe; kaiserlich gesinnte Grafen, Ritter, Edelherren, sowie die ganze Dienerschaft des Hofes, welche in der Stadt ihre gewöhnlichen Wohnun-

gen hatten, strömten in die Burg; schon haben die Empörer dem Kaiser durch eine Botschaft mündlich den Gehorsam gekündigt, schon zogen ihrer Zehntausend, mit allen Arten von Waffen bewehrt, vor die Burg, und ertrotzten die Herausgabe einiger gefangener Bürger; — was konnte noch Alles erwartet werden? — — — — — — — —

Der Weinmonat hatte seinen Anfang genommen, jener schöne, wehmüthige Mond, mit welchem der Herbst Abschied nimmt; um in recht gutem Angedenken zu verbleiben, spendet er seine köstliche Gabe, die er schon zu diesem Zwecke aufbewahrt zu haben scheint, er giebt uns kostbares Rebenblut, dann aber muß er scheiden; die Bäume werden alt, das Laub vergilbt, die Sonne wirft uns schiefe Blicke zu, die Nächte werden unfreundlich, die Singvögel ziehen ab, statt perlenden Thaues deckt der Frühreif das Feld, immer mehr und mehr entweicht das Leben, ein unendlich wehmüthiges Gefühl ergreift uns beim Anblick dieses langsamen Versiechens und allmäligen Hinsterbens. Mein Himmel! wie bang wird es uns in der Brust, denn Niemand kann sich des Gedankens erwehren, so — ja, so wird, so muß Alles vergehen!

In welch' wehmüthige Betrachtungen bin ich da gerathen! Was soll dieses Abschweifen vom Ziel? Doch ich weiß es schon, meine Feder scheut sich, die Sce-

nen der Empörung zu schildern, und irrt lieber ab zu friedlicheren Betrachtungen. Aber zum Ganzen gehört auch dieser Theil; wenn man das Licht hervorheben will, darf man auch den Schatten nicht vergessen; durch den Bösen steigt der Gute im Werth! — Drum auf und dran! Ich will den Pinsel in milde Farben tauchen; soll das Bild ein Ganzes werden, so muß ich jene Scenen schildern, wie die Wiener durch sechs Wochen die Burg belagert haben, jene Burg, in welcher der Kaiser, ihr Fürst, sich vertheidigen mußte, vertheidigen gegen sein eigen Volk. Ich will jene Scenen der Drangsale rasch nach einander darstellen, damit meine Leser den Kampf der Treue gegen die Ueberzahl, die Drangsale einer Fürstenfamilie kennen lernen. Und nun frisch an's Werk, die Geschichte ist meine Leiterin, und Wahrheit mein Losungswort!!

— — — — — — Wir schildern unsern Lesern den Schauplatz der nachfolgenden Begebenheiten.

Es ist die Burg des Kaisers, sammt ihrer nächsten Umgebung, wie sie damals bestand.

Der Babenberger Leopold VII., derselbe, welcher den Grund zum Wiener Handel legte, war im Jahre 1220 der Erbauer dieser Burg; ihrer äußeren Form nach blieb sie bis auf Ferdinand I., das ist

bis ins erste Viertel des 16. Jahrhunderts, unverändert, und bestand aus dem großen Viereck des heutigen Schweizerhofes mit vier alterthümlichen, prismatischen Eckthürmen, denen pyramidenförmige Dächer aufsaßen.

Diese Thürme nahmen folgende Plätze ein: Der erste, gegen die St. Michaelerkirche, ehedem die Burgpfarre, befand sich an der Stätte des heutigen Burgtheaters, und wurde nach der ersten Türkenbelagerung, bei Gelegenheit der neu eingetretenen Befestigungen, im Jahre 1536, abgebrochen. Der zweite, in der Gegend der heutigen Stallburg gelegene, bestand noch zu Ende des 17. Jahrhunderts, und wurde erst im Jahre 1756 abgetragen. Der dritte hatte seinen Platz ohnweit der heutigen Hofkapelle, er wurde 1699 erniedriget, und mit den übrigen Gebäuden verbaut. Der vierte endlich war der Widmerthurm neben dem Widmerthore, in der Gegend des heutigen Rittersaales, und wurde 1753 abgebrochen.

Durch diese vier, zur Vertheidigung eingerichteten Hauptpunkte ist die Lage der Burg vollkommen bestimmt, und wir fügen nur noch hinzu, daß sie von einem Graben umflossen war, der auf einem Theile des heutigen Burgplatzes und in der Reitschule noch zu sehen ist.

In das Innere der Burg führten zwei Hauptthore, das heutige Einfahrtsthor vom Schweizerhof, und dann die hintere Burgpforte gegen den jetzigen Josefsplatz. Beide diese Zugänge waren über den Burggraben mit Aufzugbrücken versehen. Ueber dem Burgthore befand sich ein kleinerer Thurm mit einer Glocke.

Ehe wir zu den Umgebungen der Burg übergehen, müssen wir, um das Interesse der nachfolgenden Blätter zu steigern, einige nähere Details berühren.

Herzog Rudolf IV., der Stifter zubenannt, verwandelte das Gemach, worin er geboren wurde, (1357) in eine Kapelle, und stiftete eine Collegialkirche mit einem Probst, 24 Chorherren und 26 Hülfspriestern; da diese Stiftung später nach St. Stefan übertragen wurde, so mag die Kapelle in Verfall gekommen sein, und Kaiser Friedrich IV. errichtete beinahe hundert Jahre später (1449) an derselben Stelle wieder eine Kapelle, mit zwei Sacristeien. Diese Kapelle, deren wir in Folge dieser Erzählung noch oft erwähnen werden, ist die heutige Burgpfarrkirche im Schweizerhofe.*)

---

*) 1748 wurde durch die Kaiserin Maria Theresia alles im Innern schadhaft Gewordene im gothischen Style wieder

Der jetzt noch bestehende Brunnen, auch der Kaiserbrunnen genannt, links vom Burgthore, gegenüber der sogenannten Botschafterstiege, lieferte schon den damaligen Bewohnern der Burg seinen kühlenden Trank, und mag wahrscheinlich mit der Burg zugleich entstanden sein. In der Nähe des Brunnens befand sich schon damals eine Küche.

Parallel mit jener Fronte zwischen dem Widmer- und Jungfrauenthurm,*) lief eine etwas niedere Mauer, auf welcher sich ein Verbindungsgang befand. An den Enden der Mauer standen zwei kleinere Thürme, an welche die Stadtmauer angebaut war. Unter dem westlichen dieser Thürme ging das Widmerthor **) durch, er wurde daher auch der Thurm ob dem Widmerthore genannt, während der vierte der obenerwähnten nur der „Widmerthurm" hieß. Der östliche der beiden Thürme hieß der Schneiderthurm. Jener schmale Hofraum

---

hergestellt. Von Außen ist vom alten Baue nur noch die Altar-Vorlage mit zwei hohen Strebepfeilern und zwei steinernen Fürstenstatuen unter Baldachinen sichtbar. Alle übrigen Theile der Kapelle sind verbaut.

*) Aus Beheims Buch glaube ich recht zu schließen, wenn ich den obenerwähnten dritten Thurm als jenen annehme, den er öfters unter dieser Benennung anführt.

**) Innere Burgthor.



zwischen der Burgpforte und der Verbindungsmauer war der Zwinger. *)

Außerhalb des Widmerthores zog sich längs der Stadtmauer gegen Osten der Burggarten hin. Der innere Burgplatz hatte damals kaum die Hälfte seines jetzigen Umfanges; an der Stelle des nunmehrigen Amalienhofes, jedoch etwas näher an die Burg gerückt, befand sich der vormals bekannte Cilleyerhof, das feste Wohnhaus des Grafen von Cilley, welches nach dem gewaltsamen Tode des letzten Cilleyers (1456) zum Zeughaus umgestaltet wurde. **)

An der Stelle des jetzigen prachtvollen Reichskanzleigebäudes ***) befanden sich unansehnliche Stadthäuser, an deren letztes sich eine, bis an den Burggraben reichende Durchfahrt lehnte, welche, so wie heute schon, auf den Michaelerplatz führte.

Vor jener Burgpforte, gegen den Michaelerplatz zu, genau auf jenem Platze, wo heute die Stall-

---

*) Beides nach Beheim.

**) Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erbaute Rudolf II. den heutigen Amalienhof, welcher aber diesen Namen erst erhielt, weil Amalie Wilhelmine, Wittwe Kaiser Josef I., in demselben durch lange Zeit ihren Wohnsitz hatte.

***) Dieses wurde im Jahre 1728 unter Kaiser Karl VI. von dem berühmten Fischer von Erlach aufgeführt.

burg steht, befand sich damals das zwei Stock hohe Haus des Landmarschalls Veit von Ebersdorf, dessen Garten und Hof von einer Mauer umgeben war.

Zwischen der Burg und den Augustinern, dem jetzigen Josefsplatze, lag damals der Augustinerfriedhof.

Der übrige Raum südlich gegen die Stadtmauer, dann nordwestlich an dem Hause des Ebersdorfer vorüber, gegen die Michaelerkirche zu, bildete das Glacis der Burg, und war nur öder Grund, welcher Sletar hieß, und später verbaut wurde. Wir glauben nun unsern Lesern ein anschaulich Bild der damaligen Burg geliefert zu haben, und eilen zur Schilderung folgender Scenen.

— — — — — — — Es ist die Nacht des zweiten Octobers 1462 — eine Samstagnacht! —

Finsterniß umfängt die Stadt, da beginnt es sich außerhalb des Widmerthores zu regen und zu bewegen, es kommt geschlichen von hier und dort; heimlich, diebischer Weise, so wie Jemand, der auf Ueberfall sinnt. Die Nacht entzieht dies Bild freilich dem lauschenden Blick, aber das Gehör vermag sie doch nicht mit Taubheit zu schlagen.

„Hörst Du nichts außen?"

„Ich glaube ein dumpfes Getöse zu vernehmen!"

„Es wird in Erde gearbeitet!" versetzte ein Dritter.

„Wie viel ist's an der Uhr?"

„Zehn vorüber!"

„Horch!"

„Das Geräusch — ich hör' es auch —"

„Nur schnell mit mir, es muß Lärm gemacht werden."

Die drei Männer, welche so sprachen, verlassen nun rasch eines der Dienstgemächer der kaiserlichen Burg, zwei von ihnen kennen wir bereits, es waren Michel Beheim und Heinrich Blumtaler, der Dritte war Herr Konrad Zirkendorfer, einer der Büchsen- und Zeugmeister der kaiserlichen Burg.

Gleich darauf wird es in den Gemächern und Gängen lebendig; Grafen, Herren, Ritter und Knechte*) eilen geschäftig über den Hof auf die Wälle, Alles rüstet sich, sucht Wehr und Waffen, man hört Pfeile und Bogen klappen, Spieße und Schwerter klirren, und Büchsen auf ihren Rädleins rasseln.

---

*) Es befanden sich bei 500 Seelen in der Burg, darunter bei 200 Söldner, und nach Beheims namentlicher Angabe, dessen umständliche Beschreibung hier als Quelle dient, 2 Grafen; 20 Frauen und Jungfrauen, 12 Werder, 66 Wappengenossen u. s. w.

„Schnell, Heinrich Blumtaler! eilt zu Herrn Pebringer; er ist in dem bedrohten Theile der Burg Viertelmeister, macht ihn aufmerksam auf die Gefahr, damit er Mauern und Wälle stärker besetzen lasse; haltet Euch in seiner Nähe auf; im Falle, daß er an mich irgend eine Botschaft zu senden hat, überbringt sie mir, Ihr werdet mich im Thurme ob dem Widmerthore finden; ich will den Büchsenschützen eine Leuchte aufstecken."

Nachdem der Zeugmeister diesen Auftrag ertheilt hatte, eilte er mit Beheim von dannen. Ihr Weg führte in die Waffenvorrathskammer; jeder versah sich mit Spieß und Pfeilen.

„Da, Herr Beheim! Ihr müßt Euch noch mit diesen Pechkränzen belasten."

„Auch recht; nur her damit!"

„Ich nehme Licht und Fackeln, nun rasch vorwärts!"

Sie eilten in den Zwinger.

„Nun heißt's: den Schneiderthurm hinauf! Hier ist die Leiter!"

Schnell begannen sie hinanzuklimmen, Beheim voraus, Zirkendorfer hintennach.

Plötzlich schwirrt es um ihre Häupter.

„Alle Hagel, Beheim! die Schelme haben uns bemerkt, unser Licht ist ihr Zielpunkt, wir sind

frank und frei im Schuß, nehmt zwei Sprossen statt einer."

„Blitz und Wetter! es zischt an meinem Ohr vorüber — Das war ein Pfeil!"

„Das sind wieder Klötze und Steine."

„Sie schießen Scheibe auf uns."

„Nur vorwärts, Herr Poet! Die Wiener Büchsen klingen schier besser, als Eure Verse."

„Die Geschosse umschwirren uns ja, wie Bienen ihren Korb — dem Himmel sei's gedankt! wir sind im Thurme!"

„Nun rasch vorwärts über den Gang zu dem Thurme ob dem Widmerthore."

Sie langten auch dort glücklich an.

„Her mit den Pechkränzen! brennt Einen nach dem andern an — so — das ist recht, nun hinab damit aufs Feld — wir wollen uns ein wenig die Wiener beschauen — so — das ist recht — da — da — Michel Beheim, schaut nur hinab, was die Schelme für Schanzen aufgeführt, aus Balken, Brettern und Fässern machen sie eben eine Brustwehre — nur hinab mit den Kränzen — Bum! — Das war unser Schuß — hollah! nun geht es los; her meinen Bogen — so, Herr Poet! Laßt uns Beide zugleich anlegen, zielen — und nun los — Brav! wir haben nicht fehlgeschossen — nur so fort — hört

Ihr's zischen und schwirren? Das sind die Unsrigen — nun die Feuerpfeile in die Fässer gejagt, so — wir wollen ihnen schon warm machen! — Michel Beheim! schnell einige Pechkränze, sonst geht uns das Licht aus — ha, ha, es wird wieder hell — da seht nur hin — die Schelme scheinen für heute schon genug zu haben — bei meiner Ehre! sie ziehen sich zurück! Glaub's gerne, sie glaubten uns schlafend zu finden, wir aber waren wach."

Der redliche Zeugmeister schwieg. Das Schießen hört auf — es wird immer ruhiger, stiller — im Außenfeld rührt sich kein Hauch, Dunkelheit umnachtet die Gegend, hier und da noch ein glimmender Pechkranz, endlich wird es ganz finster, ganz ruhig!

— — — — — — Sonntag! — —

Du heiliger Tag, bestimmt vom Herrn zur Ruhe, zum Gebet, zur festlichen Feier; lieblich bist du anzuschauen, wenn die Glocken majestätisch durch die Lüfte hallen, und die Bürger in ihren Festtagsgewändern zur Kirche schreiten, wenn die Frauen und Kinder geputzt und geschmückt einherziehen, und Alles Ruhe und Friede athmet; aber so, wie Du heute gekommen — so bist Du kein Feier-, kein Festtag, kein Tag vom Herrn geheiligt, so bist Du ein Sündentag, jedem Besseren ein Gräuel! Die Bürger ziehen einher, aber nicht in das Haus Gottes, sondern vor das Haus des

Kaisers, statt des friedlichen Stockes tragen sie tödtliche Waffen, und statt Glockengeläute durchhallt Kanonendonner die Luft!

Gedeckt von Wehren und Gebäuden schleichen sie heran, der Angriff wird erneuert, mit bitterer Wuth fortgesetzt, und die Geschütze donnern — donnern gegen die Gemächer der Kaiserin!

Die hohe Frau, den Prinzen an der Seite, von einigen ihrer Edelfräulein umgeben, steht todtenbleich da, als der erste Pfeil ins Gemach fällt; aber bald folgen mehrere; Steine, Kugeln schwirren herein, die Trümmer fliegen hoch auf!

„Da ist unseres Bleibens nicht!" ruft Eleonore und nimmt den kleinen Max rasch in die Arme, „sie haben es heute auf mich abgesehen — ich will ihnen weichen."

Hinter der Kapelle befindet sich eine Kammer und eine Stube, dorthin flüchtet die Kaiserin mit ihren Frauen.

Das Schießen währt nach allen Seiten hin fort, aber auch die Vertheidiger entbrennen in Zorn über den Angriff auf wehrlose Frauen und Kinder, und sie stehen ununterbrochen auf den Mauern, und senden Tod und Verderben unter die Wiener.

Veit von Giech, besonders wüthend über die Beschießer der Frauengemächer, beginnt aus seiner

Armbrust Pfeil auf Pfeil zu senden, vergißt im Eifer seine eigene Sicherheit, und wird durch einen Schuß verwundet. Er war der Erste der Kaiserlichen, welcher kampfunfähig wurde. — — — — — —

Innen in der Stadt beginnt ein freches Plündern des Eigenthums aller kaiserlich Gesinnten. Die Wohnung Michel Beheims bleibt nicht verschont; Alles, was er besaß, geht in die Hände der Bürger über: Gewänder, Waffen, Schießzeug.

„Hätt' ich Erliehenes gehabt, so wär' es auch verloren gewesen, sammt dem, was mir Andere schuldig waren!" so klagt der Dichter in seinem Buche.

Der Rath legt Beschlag auf das Ungeld und die übrigen Stadteinkünfte. Beheim, welchem durch den Kaiser ein Wochenlohn von fünf Schillingen, vom Ungeld zahlbar, angewiesen wurde, wird desselben durch den neuen Hubmeister Schallauzer verlustig; in seiner Entrüstung hierüber sagt er:

Der Pankart Schallauzer nahm mir
In dem Hubhaus fünf Schilling schier
Die mir mein Herr, der Kaiser, ab
Dem Ungeld allen Samstag gab.
Diesem Bösewicht und Aister
Sie da setzten Hubmeister!

Der nahm das Ungeld alles, das
In dem Hubhaus gefallen waz.

Sie nehmen alle diese Hab,
Vor der Absag sich das begab,
Unbewahrt ihrer Ehren
Ihr Laster warn sie mehren!

Ihr Schalkheit war so mannigfalt,
Daß es nimmer wurd ausgezahlt.
Sie thatens als darum, daß sie
Die Herrn werdn vertilgen hie,
Dar zu niedern und schwachen
Und ein Freistadt werdn machen!

— — — — — — — Jetzt erst senden die Empörer ihre Absag in die Burg, der Kramherr Hollerbeck war der Ueberbringer derselben. Dies geschah am sechsten Tage des Monats. — — — Die Belagerung, von Holzer geleitet, nimmt ihren Fortgang; mit der Oertlichkeit nur zu bekannt, richten die Wiener ihre Geschütze in den Hof, wo der Brunnen stand, um diesen durch Einstürze zu verschütten; aber man überdeckt Alles mit Brettern, Dielen und Balken, und sie erreichen ihre Absicht nicht. — Kaiser Friedrich durchgeht die Wälle und Thürme, um die Vertheidigungs-Anstalten zu besichtigen. In einem der letztern, wo der Geschützmeister Zirkendorf bei einer großen Büchse handthierte, stand ein Faß mit Pulver. Ulrich, einer der beiden anwesenden Grafen von Werdenberg, nimmt die glimmende Zündruthe, und entzündet unvorsichtiger

Weise das Pulver. Eine furchtbare Explosion erfolgt, der Kaiser wurde unter einer umgestürzten Bretterwand, zum größten Glück nur leicht beschädigt, hervorgezogen. —

Der Jungfrauenthurm wird vom Feinde besonders bedrängt. — In demselben befinden sich die Diener der Kaiserin, unter diesen Michel Beheim. Kugeln, Steine, Pfeile und Stabschlingen fliegen herzu.

„Da seht 'mal die Heuschrecken!" rief der Harbacher.

„Ja, ja, weil's Winter wird, so senden uns die Wiener ihre Schneeflocken!" setzte Beheim hinzu.

„Daß sie ihnen selbst auf die Schädel fallen mögen!"

„Da, da, seht den Pfeil!"

„Hohl geschliffen, mit kurzem Schaft!"

„O, die Schelme, damit das Holz im Treffen abbrechen, und das Eisen gar nicht, oder nur schwer aus der Wunde gezogen werden kann."

„He da! laßt mich 'mal sehen; diese Feuchte am Eisen, dieses klebrige Zeugs fällt mir auf. — Ei der Donner! — Bei meiner armen Seele! der Pfeil ist vergiftet!" —

„Dieser auch!"

„O, die Schelme! Buben! Möge ihnen Belzebub das Licht ausblasen!"

„Horch! Hört ihr die Pauken, Posaunen und Trommeten?"

„Freilich wohl! Die Schelme haben schon wieder eine große Büchse geladen, und zum Abbrennen hergerichtet; da machen sie immer einen solchen Höllenlärm."

Alle schwiegen — tiefe Stille — jetzt ballt sich eine Dampfwolke auf, gleich darauf donnert ein furchtbarer Schuß, das Echo rollt durch das Gebirge, und wuchert, immer mehr verhallend, fort — im Lager der Feinde hört man schreien, singen, jauchzen.

„Sie spotten noch unser," rief Beheim zornig, „als ob wir gar so ohnmächtig wären; aber aller Tage Abend ist noch nicht gekommen! Kommt, wir wollen ihnen einige Pfeile zum Abendessen senden." — — — — — — — — — — — Es ist Nacht, in der belagerten Burg herrscht Ruhe, die Wachen schreiten auf den Schutzwehren und Wällen auf und ab; ihre Tritte hallen von den Mauern wieder; ihre Schatten wogen im Mondschein auf und nieder. Auch Beheim befindet sich unter ihnen. So tapfer er im Kampfe gestanden, so sorgsam will er auch die anderen Dienste eines Kriegers versehen; er pflegt der Wache, wie der gemeinste Söldner, wandelt auf und ab, und sinnt der verhängnißvollen Gegenwart.

Mitternacht ist schon vorüber, da wird von außen

her Geräusch vernommen, und zwar in der Gegend, wo das Haus des Eberstorfers stand. Beheim eilt in die nahe Kohlengrube, um nach dem Feinde zu spähen, und findet sie mit Flechten von Schanzkörben beschäftiget. In dem nahen Thurme befand sich der Geschützmeister Zirkendorfer.

„He, Meister Konrad!"

„Wer ruft?"

„Der Michel Beheim."

„Was giebt es?"

Der Dichter erzählt ihm, was er bemerkt hatte.

„Wollen ihnen gleich mitarbeiten helfen!"

Darauf beginnt er aus einer Viertelbüchse zu feuern und schießt die Mauer nieder, welche das genannte Haus umfing; aber die Arbeiter lassen sich nicht irre machen; als der junge Tag herankam, waren ihre Körbe schon mit Erde und Steinen gefüllt, und zu deckenden Wehren zusammengeschichtet.

Nun begann ein heftig Feuer auf diese bedrohlichen Angriffsarbeiten.

„Wartet, Herr Poet! nun sollt Ihr sehen, wie der Konrad Zirkendorfer schießen kann. Seht Ihr diese Haufnitze da? Sie ist geladen — gut — da draußen vor dem Thurme steht eine feindliche Wehre, nicht wahr? — auch gut — in der Nähe derselben halten drei Männer — Ihr müßt sie sehen — es

sind, so ich mich nicht täusche, städtische Söldner, auf diese werde ich nun zielen — so — nun macht, Bursche da rückwärts, mehr links, noch mehr — so — jetzt ist's gerichtet — nun noch Eins — die Höhe — auch gut — nun gebt Acht — im Namen Gottes — losgebrannt! — "

Ein fürchterlicher Knall — der Dampf wirbelt in die Luft — die drei Feinde sind getroffen, man sieht ihre abgerissenen Hände und Beine, in die Luft geschleudert, herabfallen.

„Ihr seid wahrhaftig ein Meister!" rief Beheim verwundert, „ich möchte Euch kein Ziel abgeben."

„Glaub's gern, aber Ihr müßt wissen, daß ich mich auch mit Leib und Seele auf diese Kunst geworfen, so wie Ihr zum Exempel auf die Dichterei. Schießen ist meine Lust, mein Zeitvertreib. Seht, während die Wiener da außen liegen, wenn's gerade nichts zu thun giebt, sag' ich zum Jörg Hell, oder zu den Andern: „Kommt, wir wollen zum Kurzweil ein wenig pirschen gehen!" Drauf nehmen wir unsere Handbüchsen, und legen uns in irgend einem Thurme, den Feinden gegenüber, auf die Lauer. Einmal stand drüben ein Wiener; als er uns erblickte, rief er uns den gewöhnlichen Spott zu: „Hofmann! hast Du Kugeln?" — Wart Schelm, sollst Kugeln

haben! — Knatz, der Pfeil zischt durch die Luft, und durchbohrt ihm das verrätherische Herz!

„Sei so gut, Kumpan! ich bin etwas heiser und nicht bei Stimme; ruf doch hinüber und frag' ihn: Wie es um die Kugeln steh', ob er deren noch mehr haben wolle?"

Wir lachten alle hell auf, und die Wiener trugen ihren Todten von der Stätt'! — Jetzt kommt, und laßt uns zur Küche schauen, ich fürcht' sehr, wenn's nicht bald anders wird, wird der Hunger bei uns Wache stehen, und Schmalhanns wird Kellermeister werden!"

Sie gingen von dannen.

— — — — — — Kaiser Friedrich ging sinnenden Schrittes über den Wall, einige seiner Räthe begleiten ihn, Siegmund von Sebriach und Jörg Kunach befinden sich an seiner Seite. Alles ist in voller Thätigkeit. Viele sind beschäftigt, einen Mörser vom Walle hinab in den Zwinger zu schaffen.

Der Kaiser sah eine Weile der mühevollen Arbeit zu, dann fragte er: „Warum wird dieser Mörser vom Walle geschafft?"

„Das Geschütz scheint wirklich noch in gutem Stand zu sein," bestätigte der von Sebriach, indem er an dem Ton Friedrichs dessen Gedanken erkannte.

Niemand vermochte Bescheid zu geben.

„Dort seh' ich ja Michel Beheim dabei handthieren," fuhr der Kaiser fort, „er wird uns vielleicht genügende Auskunft geben können."

Einer aus dem Gefolge eilte hin, den Dichter zu holen.

Friedrich lächelte dem Herankommenden gnädig zu: „Unser kaiserlicher Hofpoet sieht ganz erhitzt aus, der Schweiß perlt ihm auf der Stirn; Ihr strengt Euch zu sehr an, Michel Beheim! Euer Eifer um Unsere Sache verdient alles Lob, Ihr beweist, daß Ihr nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte in der Hand Euren Mann zu stellen wißt."

„Ich kann nicht müßig bleiben, mein kaiserlicher Herr und Gebieter! und weil es gerade für mich sonst nichts zu thun giebt, so hab' ich mich hier dem Geschützmeister untergeordnet, um den Büchsenmännern in dieser schwierigen Arbeit beizustehen."

„Warum wird der Mörser herabgeschafft?" fragte der Kaiser.

Beheim lächelte und entgegnete: „Es hat mit diesem Geschütze ein ganz eigenes Bewandniß!"

Alle sahen ihn staunend an, und er sprach weiter: „Einer unserer Wagenknechte hat durch diesen Mörser bereits sein Leben verloren."

„Wie ist dies gekommen?" fragte der Kaiser strenge.

Der Dichter fuhr fort: „Bereits vier und achtzig Steine sind aus diesem Geschütz gen die Stadt geworfen worden, und kein einziger hat dem Feinde Schaden gebracht, weil alle zu kurz gingen, ja die meisten konnten nicht einmal über die Mauer gebracht werden, sondern fielen ins Schloß zurück, wodurch der Wagenknecht in Schaden kam."

„Sollte der Mörser also schadhaft sein?"

„Die Geschützmeister bemerken nichts, und können nichts Anderes glauben, als daß —"

Er stockte.

„Nun, was denn?" drängte Friedrich in ihn.

„Sie meinen, der Mörser sei bezaubert!"

„Bezaubert?" rief der Kaiser erschreckt, denn er, welcher so lange nach dem Stein der Weisen grübelte, zweifelte an solchen übernatürlichen Kunststücken nicht.

„Die Büchsenmacher sind der festen, unerschütterlichen Meinung; ich meines Theils erlaube mir —"

„Nun, Michel Beheim! Ihr werdet doch an der Möglichkeit nicht zweifeln?"

„Zweifeln? Nein, nein, mein kaiserlicher Herr! das thu' ich nicht; aber erlaubt mir gnädigst, einige Reime aus dem Stegreif zu dichten."

Nach einer huldvollen Gewährung des Fürsten begann der Poet:*)

— — — — — — — — — — —

Man spricht, man soll nicht Glauben han
An Zauberei, das ist wohl wahr,
Jedoch ist das wohl offenbar
Daß der Mörser mit Zaber
War zugerichtet. — Aber

Wie dem nun ist, so hab ich doch
Keinen Glauben an Zaber noch,
Wann Zaber Niemand schaden kann
Der nit Gelauben hat daran,
Wer aber das gelaubet,
Der wird davon betaubet!

Der Kaiser lächelte, und entgegnete:

„Das heißt mit andern Worten: Ihr glaubt an Zauber nicht, gebt aber doch zu, daß dieser Mörser verzaubert sei."

„Ich meine, kaiserlicher Herr und Gebieter! daß man, weil man ihn für zugerichtet hielt, auch darnach geschossen hat, uns zur Schande."

Die Meisten der Anwesenden pflichteten der Meinung des Kaisers bei.

Hartneid von Buchheim nahm das Wort und sprach: „Gewiß, er war zugerichtet; dem Holzer

*) Diese, sowie die früheren Verse sind aus Beheims: „Buch von den Wienern."

trau ich Alles zu, er ist ein Meister der falschen und der bösen Kunst."

„Sollten wir solch einen Streich unvergolten, und es gewähren lassen, daß sie uns mit solch sündhaften Waffen bekämpfen?"

„Fürwahr!" rief Matthias von Wilhelmsmauer, ein tapferer Kämpe, aber ein rauher, wilder Mann, „diejenigen, welche dies gethan, haben auch mit vergifteten Pfeilen nach uns geschossen, und die verdienten, daß —"

„Nun was?" fragte der Kaiser ruhig.

Der Finstere fuhr fort: „Daß man jetzt, wo der Wind mächtig über die Stadt braust, um die Empörer mit einem Schlage zu züchtigen, eines der unzähligen Schindeldächer in Brand steckte — "

Er durfte nicht weiter sprechen, denn eine Handbewegung des entrüsteten Kaisers gebot ihm zu schweigen. „Welch ein böser Geist," sprach der Fürst, „hat Euch diesen verderblichen Gedanken eingegeben? Die Wiener, wenn auch empört, bleiben doch Unsere Unterthanen, und noch sind Viele unter ihnen, die getreulich zu Uns halten; noch hegen Wir die feste Hoffnung, daß auch die Anderen wiederkehren werden; warum also den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden lassen? Warum die Gemüther empören, und die Möglichkeit an eine Aussöhnung nur noch

mehr verringern? Die Wiener haben Uns eingeschlossen, Wir dulden es; sie beschießen Uns, Wir vergelten Gleiches mit Gleichem, doch noch haben sie keinen offenen Sturm auf die Burg gewagt, und so lange dies nicht geschieht, wollen Wir auch sie und ihre Stadt mit so verderblichen Maßregeln verschonen. Dies ist Unsere Meinung und Unser fester Entschluß."

Der strenge Ernst Friedrichs gab zu erkennen, daß er ungehalten sei, und Niemand wagte deshalb eine Rede. Nach einigen Augenblicken, gleichsam um den früheren Ton vergessen zu machen, nickte er seinen Räthen freundlich zu, als ob er hätte sagen wollen: Nicht wahr, ich habe recht gesprochen! Dann kehrte er seinen Blick wieder den bei dem Mörser beschäftigten Arbeitern zu.

„Wie heißt der junge Mann, der dort die schwere Kette einherschleppt?" fragte er plötzlich, mit dem rechten Zeigefinger dahin weisend.

Beheim nahm das Wort: „Es ist mein Freund Heinrich Blumtaler, ein warmer Anhänger seines allergnädigsten Kaisers und Herrn, in jedem Augenblick bereit, sein Blut und Leben für Euch zu opfern. Darf ich Eure kaiserliche Huld und Gnade auf den verwaisten Jüngling lenken?"

Friedrich nickte bejahend; der junge Mann wurde

eilends herbeigerufen. Der Fürst betrachtete ihn aufmerksam, seine Miene verrieth Staunen, Bewunderung.

„Welche Aehnlichkeit!" flüsterte er leise vor sich hin und schüttelte bedächtig das Haupt, dann setzte er rasch und laut hinzu: „Wie ist Dein Name?"

„Heinrich Blumtaler, mein kaiserlicher Herr!"

„Ein Oesterreicher?"

„Ja, mein Herr und Kaiser!"

Friedrich kehrte sich zu dem Edlen von Sebriach, und flüsterte ihm leise zu:

„Bemerkt ihr nicht bei dem jungen Manne eine gewisse Aehnlichkeit mit — "

Er schwieg.

„Wahrhaftig!" versetzte der Angeredete, „ich finde ihn dem — "

„Still!" versetzte der Kaiser, und flüsterte dem Rathe einige Worte leise zu, dann kehrte er sich zu Heinrich und sprach: „Deine Anhänglichkeit freut Uns; widme Unserem Dienste auch noch ferner Deine Kraft, Wir werden Deiner zu gelegenerer Zeit gedenken!"

Somit entfernte er sich.

Beheim lächelte dem Jünglinge vergnügt zu. Blumtaler breitete beseligt seine Arme aus, und schloß den Freund an seine Brust.

— — — — — — Schon sind drei

Wochen verflossen, und noch immer halten die Wiener die kaiserliche Burg umzingelt; der langen, fruchtlosen Belagerung müde, sendet Holzer an einen Feldherrn in das Land ob der Enns einen Abgeordneten, und bittet ihn, den Oberbefehl im Lager der Wiener zu übernehmen. Dieser eilt ohne Verzug herbei; in seinem Geleite erscheinen viele Edle des Landes; zwei große Büchsen sollen ihm die Mühe erleichtern.

Am Tage nach dem Allerseelenfeste langte der Oberfeldherr im Lager der Wiener an.

Es war Herzog Albrecht VI., der Bruder Kaiser Friedrich des Vierten! —

Viertes Capitel.

Gilg Stößl kommt, von Schweiß triefend, nach Hause. In seiner Stube wirft er sich ganz erschöpft in einen Stuhl, und man sieht ihm die Behaglichkeit an, mit welcher er nun auszuruhen gedenkt.

Nach einer Weile tritt Dorothea ein.

„Gut, daß ich Dich treffe, Gilg!"

„Ja, freilich gut, denn Ihr hättet mich bald nie mehr getroffen, Jungfrau Dorothea."

„Ist Dir ein Unglück widerfahren?"

„Dem lieben Himmel und allen Heiligen sei's gedankt, nein! Aber ich war nahe dran, ganz nahe, nur einen Ruck, und mein Evchen wär schon ledigen Standes eine Wittfrau gewesen. Ich will Euch das Ding gleich erzählen: Ich geh' heute Mittags ein wenig gen die Burg, um zu schauen, wie's den Unsrigen denn gehe. Wie ich zu des Herrn von Eber-

storf Haus gelange, kommt der Spottvogel Heinrich Pfirter zu mir, und sagt: „Gilg Stößl, willst ein hübsches Hoffräulein sehen?"

„Wenn's sonder Gefahr geschehen kann, meinethalben, ich werde mir deshalb die Augen nicht blenden!"

„Gefahr?" rief der Pfirter, „wo käme da die Gefahr her? Merk' Dir's, die Kaiserlichen haben noch Niemanden in Gefahr gebracht!"

Das war aber blos Aufschneiderei, wie Ihr gleich hören werdet, Jungfer Dorothea. Er nimmt meinen Arm, wir geh'n selbander etwas vor. Ich sah da die Donnerbüchse der Unsrigen, dann die Wehre, die sie gemacht haben, um sich hinter derselben zu decken.

„He, Herr Heinrich Pfirter!" sagt' ich zu ihm, „wär's nicht gerathener, wenn wir uns da hinter diesem Korbhaufen stellten? Ich glaube, hier würden wir viel ungefährdeter sein!"

„Hast Angst, Gilg Stößl?"

Das wurmte mich, denn mehrere der Umstehenden begannen zu lachen. Ich antwortete ihm: „Jakob Mainharts Knecht hat keine Angst; was ich gesagt, war blos Euerthalben, da Ihr aber nicht hören wollt, so kommt."

Wir gingen gen den Burggraben zu, und der

Pfirter sagte zu mir: „Nun warte, ich werde hineinrufen!" Drauf schrie er zwischen seinen flachen Händen hindurch: „He, Ihr Hofleut' drinnen, der Gilg Stößl ist da, und möcht' gern ein minniglich Hoffräulein schauen; zum Exempel: die Martha Hauser, oder die Kathrei Krenberger, oder die Marei Rohrbacher!"

Innen blieb Alles ruhig, und der Pfirter fuhr fort:

„Grüßt mir die zarten Jungfräulein mit sanften Worten!"

Da schrie plötzlich eine Stimme aus dem Thurme zur Antwort:

„Hier ein Gruß, den Dir 'ne schöne Jungfrau aus den Zimmern der Kaiserin schickt, nimm ihn hin!"

Drauf zischt's, ich thu' einen Seitensprung, der Pfeil reißt mir meine Gugel vom Schädel, ich fange zu laufen an, der Pfirter hinter mir her; dabei schrie er immer: „Hol' der Teufel diesen Gruß! Gilg, magst noch einmal ein Hoffräulein schauen?"

Als wir in Sicherheit waren, sagte ich zu ihm: „Ihr habt mich jetzt zum Narren haben wollen, seid aber selbst sehr arg davon gekommen; ich lief nur dem Pfeil nach, welcher mir die Gugel vom Kopf warf, aber warum seid Ihr davon gelaufen?"

Die Anderen lachten hell auf, und der Pfirter mußte den Spott, sowie ich den Schaden, tragen. Ich bin nur froh, daß ich mit heiler Haut davon kam, ich habe auch in meinem Herzen das Gelübde gethan, nie mehr ein Hoffräulein anzuschauen, und wenn mir je eines begegnen sollte, so werde ich meine durchlöcherte Gugel herabreißen, und vor die Augen halten."

Dorothea erwiederte: „Es ist Dir Recht geschehen! Der Himmel hat Deine Untreue an Evchen bestraft; — doch nun habe ich einen Auftrag an Dich."

„Einen Auftrag?" rief Gilg erschreckt, „ach Jungfrau Dorothea! wenn Ihr wüßtet, wie müde ich bin."

„Der Weg ist nicht weit, Du kannst gleich zurück sein. Auf dem Stefansplatze, dem Haupteingange der Kirche gegenüber, wohnt Meister Toman Siebenbürger, dort wirst Du Herrn Herrmann Preising finden."

„Ach, daß ist ja derselbige, den ich schon kenne!" schmunzelte Stößl und sah dabei die Meisterstochter so verschmitzt an, als ob er sagen wollte: O Du Schelmin, ich weiß schon, wie viel es an der Glocke ist!

„Du rufst also Herrn Preising bei Seite, und sagst ihm ganz leise in's Ohr: Ich, Dorothea Main-

hart, hätte Dich zu ihm gesendet, um ihm meine gestrige Nachricht zu bestätigen."

Gilg machte sich mit schwerem Herzen auf die Beine, denn die Angst der ausgestandenen Lebensgefahr hatte seine Kräfte erschöpft; er ging die Kärnerstraße entlang auf den Stefansplatz in das beschriebene Haus. In einem der obern Stockwerke klopfte er an die Thüre.

Ein robuster Mann, mit einem tüchtigen Schnurrbart, stark hervorragenden Backenknochen, lang gezogener Stirne, hoch gewölbten Augenbrauen, etwas abwärts gebogener Nase und gespaltenem Kinn kam heraus. Gilg erschrak über diese abstoßende Physiognomie und über den mürrischen Blick, mit welchem er von dem Manne gemustert wurde. Er begann mit schwankender Stimme:

„Könnt Ihr mir nicht sagen, Herr! wohnt Herr Toman Siebenbürger in diesem Hause?"

„Ja!"

Diese Antwort wurde barsch gegeben.

„Ich bin der Gilg Stößl, Gäuknecht bei dem Herrn Metzgervorsteher, Jakob Mainhart am Eck."

„So?"

„Und möchte gern mit Herrn Herrmann Preising sprechen!"

„Preising?"

„Ja, so heißt derselbige.“

Gilg schwieg. Der Andere auch.

Dies währt eine Weile. Die Verlegenheit von Dorothea's Abgesandten steigt von Augenblick zu Augenblick.

Endlich fing er an: „Könnt Ihr mir nicht sagen, sehr verehrter Herr! wohnt Herr Preising bei Herrn Siebenbürger?“

„Ja!“

„Ich möchte gern mit ihm sprechen.“

„Gut!“

„Ist er zu Hause?“

„Nein!“

Gilg kratzte sich hinter den Ohren; das war ein unvorhergedachter Fall, für welchen er keine Verhaltungsregeln hatte.

Die Gesandschaft der Jungfrau Dorothea befand sich in einer argen Verlegenheit.

„Das ist eine verdammte Geschichte!“ brummte Gilg in den Bart, „mein Auftrag lautet, ihm die Botschaft in die Ohren zu raunen, und wenn er sich jetzt am obern Rennweg ergeht, da müßte er ein Paar hübsch lange Horcher haben, um meine Raunerei zu vernehmen.“

Der Mürrische begann ungeduldig zu werden. Gilg merkte, daß er zu einem Entschlusse kommen

müsse, und begann kleinlaut: „Könnt Ihr mir nicht sagen, sehr verehrter Herr! wo der Meister Toman eigentlich wohne?"

„Hier!"

„Seid Ihr vielleicht gar selbst derselbige?"

„Ja!"

„Nun, da müßt Ihr ja wissen, ob der Herr Preising bald nach Hause kommen wird?"

„Vielleicht!"

„Wenn Ihr es gestattet, so will ich auf ihn warten!"

„Schon gut!"

Nach dieser Antwort ging Meister Toman Siebenbürger in die Stube, schloß die Thüre hinter sich zu, und ließ den Gäuknecht außen stehen.

Jungfrau Dorothea's Gesandschaft riß Mund und Augen auf, und sah dem Wortkargen verdutzt nach.

„Hat man je solch einen Menschen in ganz Wien gesehen? Der scheint sein Redewerk so zu schonen, als ob er noch dreihundert Jahre zu leben hätte; wie hoch mag bei dem ein Neujahrswunsch zu stehen kommen? Was ist jetzt zu beginnen? Soll ich warten, oder mich entfernen? Das Erstere dürfte mir da außen verflucht langweilig werden, und das Letztere könnte wieder der Jungfrau Dorothea sehr unge-

nehm sein. Was also anfangen? Ich will mich da niederlassen, mittlerweile wird der Herr Preising wohl nach Hause kommen."

Die Gesandschaft der Jungfrau Dorothea setzte sich auf die oberste Stufe der Treppe, stützte den Kopf in die Hand, und diese auf das Knie, und — entschlief.

Ein Gepolter über die Treppe weckte ihn; ein Mann keucht herauf, stürzt an ihm vorüber zu Meister Tomans Thür, an welche er heftig zu pochen beginnt.

Der Eigenthümer erscheint an derselben.

„Schnell, Meister!" beginnt der Eilige, „rettet Euch, es geht wieder los. Ich glaube, sie haben es auch auf Euch abgesehen; ich muß fort zu den Anderen."

Der Sprecher verrieth seine Angst mit jeder Miene.

Siebenbürger zog sein Gesicht in noch finstrere Falten, und versetzte kurz, ganz in seiner früheren schroffen Weise: „Schönen Dank!"

Der Andere stürzte wieder die Treppe hinunter, die Thüre schloß sich wie früher.

Die Gesandschaft der Jungfrau Dorothea erhob sich kopfschüttelnd von ihrem Sitz, gleich darauf stürmte Herrmann Preising heran.

„Dem Himmel sei's gedankt, daß Ihr da seid!" rief Gilg und wollte ihm in den Weg treten, doch der junge Mann rief: „Schon gut, ich weiß Alles!" stieß ihn bei Seite, eilte auf Meister Tomans Thüre zu, drückte an ein Plättchen, sie ging auf, er trat hinein — die Thüre fiel wieder ins Schloß.

In demselben Augenblicke drang von unten ein Rufen, Schreien, Toben vieler Stimmen herauf; Stößl horchte, der Lärm kam immer näher jetzt hörte er das Getöse die Treppe heraufschallen, es war augenscheinlich, dies mußten die Verfolger des Preising und Meister Tomans sein.

„Nur mir nach!" rief eine tiefe Stimme, „da haust der Kaiserer; wir wollen ihm einen Besuch abstatten; hat ohnedies schon seit Langem keine Ehrenmänner empfangen!"

Der so sprach, war der Rath und Arzt Hanns Kirchheimer, gefolgt von einigen städtischen Söldnern und einem großen Anhange beutesüchtigen Pöbels. Gilg Stößl wurde bemerkt.

„Was machst Du hier?" rief ihn der Rathsherr an, denn er vermuthete an ihm einen Hausgenossen des Verfolgten.

„Das ist ja Meister Mainharts Gäuknecht!" schrieen einige von den Begleitern, und der Rath ging an ihm vorüber.

Stößl befand sich in großer Unruhe; er sah die Gefahr, welche dem Geliebten seiner Meisterstochter bevorstand, und wußte nicht, auf welche Weise sie abzuwenden.

Man begann an die Thür des Meisters zu pochen.

Gilg faßte einen Entschluß, trat zu dem Rathe und sprach: „Gnädiger Herr, ich glaube, es wird Niemand zu Hause sein."

Kirchheimer wurde aufmerksam und rief: „Ruhig, Du bist ja auf der Treppe gestanden, Du mußt den jungen Laffen gesehen haben. Sprich, durch welche Thüre ist er entronnen?"

Zu spät erkannte Gilg die Gefahr, in welche ihn seine voreilige Rede gebracht hatte.

„Ich — glaube," — begann er zu stottern.

„Glauben! was glauben? Du mußt es wissen, denn an Dir ist er vorüber."

„Ja, ja, ich glaube, daß Jemand an mir vorüber ist — "

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne.

„Nicht Jemand, sondern der junge Preising muß es gewesen sein!"

„So? Der Preising? Mir däucht, er war's — aber der ist ja kein Kaiserer!"

„Wird es wahrscheinlich auch sein, sowie es sein Meister, der Herr Siebenbürger ist."

Die Gesandschaft der Jungfrau Dorothea vermochte nimmer auszuweichen, und gestand, daß die Gesuchten sich in diesem Gemache befänden.

Man begann zu pochen. Es blieb fruchtlos.

Gilg war zu neugierig, als daß er sich jetzt entfernt hätte; er blieb also unter dem Haufen stehen, um Zeuge der ferneren Begebenheiten zu sein.

Man pochte zum dritten Male — aber wieder ohne Erfolg.

Kirchheimer winkte. Mehrere seiner Begleiter fielen über die Thür her, nur einige Augenblicke, das Schloß war gesprengt, und der Eingang angelweit offen.

Das Gemach war ganz leer — die Fenster geschlossen — keine Seitenthür sichtbar — Spinnen hatten bereits hier und da ihr Gewebe gezogen — dem Anscheine nach mußte dieses Gemach schon Monate lang nicht bewohnt worden sein.

Unter allen, welche jetzt zu staunen Ursache hatten, war Gilg der Erste. Sein Gesicht war blaß geworden, der Mund blieb sprachlos offen, man konnte ein leises Beben seiner Glieder bemerken. Mit eigenen Augen hatte er früher gesehen, wie Toman und Preising in dieses Gemach gegangen waren, und nun fand er es leer; Beide waren verschwunden, denn alle Mühe, welche man sich gab, eine verborgene

Seitenthüre zu entdecken, blieb vergebens. Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu; dem armen Gäuknecht verging schier der Odem, er glaubte sich bei der Wohnung eines Zauberers zu befinden; trotz der Menge der Anwesenden war's ihm doch unheimlich zu Muthe, es überlief ihn eisig kalt, er schüttelte sich wie im kalten Fieber.

Die Uebrigen waren von der ersten Ueberraschung kaum zu sich gekommen, als der natürliche Lauf ihrer Gedanken sie auf die Vermuthung brachte, Gilg hätte ihnen geflissentlich falsche Kunde gegeben, um sie irre zu führen, und den Andern Zeit zu verschaffen, sich in Sicherheit zu bringen. Sie fielen einmüthig über ihn her.

„Du Lügner! Du Schelm!"

„Du Kaiserer! denn der Hehler ist so arg wie der Stehler!"

„Nehmt den Ochsenschwengel fest, auf daß er ein wenig geruckt werde."

„Packt den Hund, den Sterzer, den Strolch!"

„Du Galgenvogel! wart', wir wollen Dir's auch einmal vor die Stirne reiben!"

Gilg Stößl ließ die Fluth über sich hereinbrechen; fünfzig Hände durchfuchtelten schon die Luft, um auf seinem Körper einen Ruheplatz zu finden. Herr Kirchheimer rettete ihn für den Augenblick. Er befahl

Ruhe, kehrte sich dann zu Stößl, und sprach kalt mit finsterem Stolze zu ihm: „Warum hast Du uns belogen?"

„Gnädiger Herr!" rief der Gäuknecht, „ich habe die Wahrheit gesprochen! Kurz ehe Ihr kamt, ist Herr Preising durch diese Thüre gegangen, und kurz früher habe ich hier auf diesem Flecke mit Herrn Siebenbürger gesprochen, der auch daheim ist. Und wenn Ihr mich foltert und reckt, so kann ich auch nichts Anderes, als diese Aussage wiederholen; Beide müssen da drinnen sein, außerdem der lebendige Gottseibeiuns hätte sie als Staub und Asche durch die Fensterklinsen geblasen!"

Der Umstand, daß Gilg Stößl des mächtigen Jakob Mainhart Knecht war, machte dem Rathe Bedenklichkeiten. Er besann sich einige Augenblicke, dann sprach er:

„Ich werde mit Dir wenig Aufhebens machen! Deine Aussage ist unwahrscheinlich, Du bist des Einverständnisses mit den Kaiserern so viel als überwiesen; ich werde Dich mitnehmen, indessen will ich einen Boten an Deinen Meister senden, und wenn er für Dich gut sagt, so kannst Du Deines Weges weiterziehen, wo nicht, so wirst Du heute Nacht im Kärnerthurm, und morgen Vormittag auf der Reckbank liegen!"

Zwei städtische Häscher nahmen nun den bestürzten Gilg in ihre Mitte, ein dritter wurde an Meister Mainhart gesendet, mit dem Auftrage, ihn von Allem in Kenntniß zu setzen, und seine Meinung über Gilg abzuverlangen; dann setzte sich der Haufe in Bewegung.

Gilg hatte nun Muße, über sein Geschick nachzudenken. „Sollte man es nicht bereuen,“ klagte er bei sich, „Jemandem zu Dienste zu gehen? O, warum habe ich den Weg in dieses unselige Haus angetreten! Warum habe ich mich nicht gleich auf die Sohlen gemacht! Kaum bin ich den Kaiserlichen entronnen, so nehmen mich die Herzoglichen fest. Heiliger Medardus! wem soll man also angehören? — Ich merke schon, jetzt geht es über alle kaiserlich Gesinnte her; sie gehen auf's Fahnden aus, und ich muß mit, muß anschauen ihre Gewaltthaten, ihre Bübereien. Mögen sie thun was sie wollen; ob sie es verantworten können, oder nicht, das ist mir gleich viel, wenn nur ich in Sicherheit wäre! Der Meister wird doch wohl gut sagen für mich? Ich bin ja sein getreuer Gilg Stößl, ich habe ihm ja schon manches Haus zum Kunden gemacht; aber wenn er es doch nicht thäte?“ — er schauderte — „oder wenn ihn der Bote nicht anträfe?“ — er schauderte noch mehr — „oder wenn der Bote ein Schelm wäre, und statt zu

Meister Mainhart zum Leutgeber ginge, und dann mit einer Lüge einherkäme, die mich der Folter — heiliger Prokopius! — "

Er fuhr zusammen, dieser Gedanke machte ihm das Blut in den Adern erstarren.

Seine beiden Begleiter, in der Meinung, er wolle ihnen entrinnen, faßten ihn fester, dies versetzte ihn plötzlich aus der Gedankenwelt in die Gegenwart. Er würdigte seine Umgebung einer näheren Aufmerksamkeit. An der Spitze des Haufens befand sich der Rath Herr Hanns Kirchheimer, ihm zur Seite gingen der Oedenacker und Schallauzer, hinter ihnen schritten bei zwanzig städtische Söldner, dann kamen die Häscher, von welchen zwei die Ueberwachung Gilgs über sich hatten, und hinter diesen folgte ein Pöbelhaufe, spottend, schreiend, lärmend, bald die Vorübergehenden neckend, bald wieder beleidigend; roh und ungezogen, wie es nur immer der ärgste Auswurf einer städtischen Bevölkerung sein konnte.

„Wohin begeben wir uns jetzt?" fragte Gilg Einen der Begleiter.

„Auf die Freiung, zu Herrn Jakob Reichwein!"

Der genannte Bürger, einer der Reicheren in Wien, dessen Baarschaft allein 6000 Gulden — eine damals sehr bedeutende Summe — betrug, der aber

noch außerdem großes Gut besaß, war als ein warmer Anhänger des Kaisers bekannt. Gilg Stößl mochte aber dies nicht gewußt haben, und fragte daher weiter: „Zu was Ende gehen wir denn dahin?"

„Zu was Ende?" rief der Häscher erstaunt, „um den Kaiserer zu fahen, und sein Geld und Gut zu nehmen. Das ist schon die zweite Hatz, welche wir auf die Hofleute machen! Wir haben heute bereits mehrere abgestöbert; da waren wir vor Allem bei Herrn Lorenz Haiden, der hatte aber schon die Jauche gerochen, und war in aller Frühe auf und davon geritten! Thut nichts, sein Hab' und Gut wird genommen, die Fenster seines Hauses eingeworfen, Thür und Thor zertrümmert, und dann weiter gezogen. Dann ging's zu Herrn Christoph Pemfinger; ganz sowie beim Haiden; er war fort, also wir die Herren. Drauf kamen Steffen Tenk und Christian Missinger an die Reihe, diese Beiden wurden im Neste erwischt; sie wanderten in den Thurm, ihre Habe mit uns. — Zu Michl Kers sprach Herr Kirchheimer: „Wollt Ihr dem Herzoge den Treueid leisten?" — Der aber versetzte: „Ich schwöre Niemandem, außer dem Kaiser, meinem Herrn. So lange er lebt, werde ich mich nie einem Anderen verpflichten!" — Herr Michl Kers wanderte also

zu den Uebrigen in den Thurm. Dem Simon Patlin ging's nicht besser; wie ich bereits sprechen gehört, wird der Herr Bürgermeister Holzer in sein prächtiges Haus ziehen; er hat dessen ganzes Hab' und Gut, bei 16000 Gulden im Werthe, für sich genommen."

Sie waren jetzt auf der Freiung angelangt, und befanden sich vor Jakob Reichweins Haus. Der Rathsherr, mit einem Theil seiner Begleitung, begab sich in dasselbe. Nach einer Weile vernahm man von oben herab heftiges Weinen und Schreien. Gilg horchte auf. Der Janhagel heftete schon gierige Blicke auf das Haus.

„Rautenberger!" rief ein zerlumpter Bursche, dessen ekliches Aussehen jedes Auge beleidigte, einem Anderen des Haufens zu, „merk' auf, da giebt es wieder Gewinn!"

„O ich weiß, der Reichwein wiegt schwer."

„Ist das Haus sein Eigenthum?" fragte ein Dritter.

„Freilich!" schrie ein Vierter, „meinst, es sei überall wie bei Meister Siebenbürger, wo wir nicht zulangen durften, weil der Eigenthümer herzoglich ist? Hier wird aus einem anderen Loche gepfiffen!"

„Ich brauch' noch eine Schaube für den Winter; he, Brüder! wer solches Gewand erwischt, giebt es mir, ich biete ihm ein silbernes Kreuz dafür."

„Sollst's haben! Ich hab' ohnedies herrliches Gewand bei Wolfgang Rulant erbeutet!"

„O, da kam ich auch glücklich davon; mein Eigenthum beläuft sich schon auf 50 Gulden!"

„Ich habe Gewänder, wie der angesehenste Bürger."

„Ich und mein Liebchen besitzen Schmucksachen, als ob wir Hofleut' wären."

„Ich bin jetzt der Eigenthümer eines nieblichen Waarenhaufens."

„O, das sind herrliche Tage!"

„Mein Großvater behauptet, seit der Judenhatz im Jahre zwanzig *) wäre desgleichen nicht gewesen."

„Das soll ein Winter werden, ohne Sorge, ohne Noth!"

„Wir wollen leben wie die Fürsten!"

„Hollah, die Herzoglichen hoch!"

„Es leben die Brüder!"

„Hoch der Mann, dem wir dies Alles verdanken!"

„Es lebe der Bürgermeister!"

„Herr Wolfgang Holzer!"

„Unser Beschützer — unser Vater!"

*) Die Judenverfolgung im Jahre 1420 und 21.

Der Jubel unten schwieg, und von oben herab drang ein herzzerreißender Jammer.

Ein ergreifender Auftritt fand statt. —

Der alte, ehrwürdige Reichwein, von seinen drei erwachsenen Söhnen, Johann, Jakob und Martin umschlungen, schwankte die Treppe herab. Söldner umgaben die Gruppe. Diener und Dienerinnen, laut weinend und klagend, wollten sich zu dem verehrten Herrn drängen, wurden aber mit den Partisanen zurückgewiesen. Vor dem Hause angelangt, hob der Greis das Haupt, gleichsam um die Werkzeuge seiner Gefangennehmung anzusehen. „Ich kenne Euch," sprach er, „Dich Kirchheimer, Schallauzer und Debenacker. Ihr wart von jeher meine Feinde! Nun habt Ihr wohl Euer Gelüste befriediget? Ich gehe mit meinen Kindern in den Kerker, aber Euch wird mein Hab' und Gut kein Glück und keinen Segen bringen. Ihr verfolgt die Freunde des Kaisers mit Gefängniß und Tod; glaubt mir, es nützt Euch nichts, Ihr werdet doch unterliegen; der Himmel kann und wird die gerechte Sache nie untergehen lassen! Dies ist mein letztes Wort, und nun mit Gott und seinen Heiligen in den Thurm!"

Er warf einen wehmüthigen Blick auf sein schönes Haus, Thränen traten ihm in die Augen; die Seinen weinten und jammerten, daß es über den

ganzen Platz scholl — jetzt kamen die städtischen Diener, mit werthvollen Kostbarkeiten, mit Gold- und Silbergeschirr beladen, die Treppe herab, und eilten an ihm vorüber. — Dem Greise drohte schon das Herz zu brechen.

„Fort — fort — von hier!" schrie er, er vermochte nicht weiter, die Sprache versagte ihm.

Kirchheimer winkte, die vier Gefangenen wurden abgeführt; in demselben Augenblicke erschütterte ein fürchterliches Jubelgeschrei des Pöbels die Luft; mehr als zweihundert Menschen stürmten in das herrenlose Haus, die Plünderung begann!

Nachdem der Bürgermeister und der Rath das Beste genommen, begann der Janhagel die ihm freigebig gelassene Nachlese.

Gilg Stößl sah finsteren Blicks auf die Scene; er hatte seine eigene Gefahr vergessen, so groß war die Theilnahme für den greisen Reichwein; mit Entrüstung kehrte er sich von der räuberischen Hausdurchsuchung, welche nun stattfand.

„Für heute ist das Tagewerk vollendet," sprach Kirchheimer, „nun wollen wir uns auf den Heimweg begeben!"

Man machte den Rathsherrn auf den gefangenen Gilg aufmerksam.

„Der Bote ist noch nicht zurück," versetzte jener,

„der Bursche wird also in den Kärnerthurm gebracht!"

Dieser harte Entscheid versetzte den Betreffenden wieder ganz in das Gefährliche seiner Lage. Er athmete schwer auf, und sah mit sehnsüchtigen Blicken über den Platz; aber von dem Abgesandten war keine Spur. Gilg Stößl sah sich schon mit Leib und Seele auf dem Strohlager im Thurm.

Die Rathsmitglieder begannen leise mit einander zu sprechen und warfen ihm finstere Blicke zu; ihre Unterhandlung betraf ihn, und wenn er diesen äußeren Kennzeichen nach schließen durfte, führten sie in Betreff seiner wenig Gutes im Sinne.

Nach einer Weile nahm der Schallauzer die Rede: „Ich werde also, da ich ohnedies an der Schranne vorbei muß, den Burschen mitnehmen, und dort festsetzen lassen, vorausgesetzt, daß mir der abgesandte Bote nicht mit der Gutsage begegnet!"

Dabei blieb es. Der Hubmeister ging voran, Gilg, von drei Häschern geleitet, folgte ihm; die Andern entfernten sich nach verschiedenen Richtungen.

Die Ersteren nahmen ihren Weg über den Hof und den Bauernmarkt.

Mit dem Umstande, daß Gilg jetzt in das Schrannengefängniß geführt wurde, hatte sich seine Lage insofern verschlimmert, daß hier die Wahrschein-

lichkeit, dem Freiheitsboten zu begegnen, viel geringer war, als wenn der Weg gen den Kärnerthurm, in dessen unmittelbarer Nähe der Meister wohnte, gegangen wäre. Im Uebrigen erwartete ihn hier dasselbe Loos wie dort! — Der Zweifel, ob denn auch wirklich im Hause des Meisters seine Lage bekannt gegeben worden sei, gewann immer mehr die Oberhand, seine Unruhe nahm von Schritt zu Schritt zu, vergebens sandte er seine Blicke nach allen Gassen, welche gerade dorthin mündeten, wo er vorbei mußte; der Bote kam nicht, es war auf keine Rettung zu hoffen.

Mittlerweile begann es zu dunkeln, ein neuer Umstand, welcher seine Sorgniß nur noch vermehrte, denn wie leicht konnten sie übersehen werden, wie leicht der Erwartete sie im Zwielicht ganz verfehlen. Die Angst griff nun im Herzen des Gäuknechtes so um sich, daß er in jedem Herankommenden wirklich seinen Rettungsengel zu erblicken glaubte. „Dort, dort, kommt der gesandte Bote!“ rief er plötzlich, und seine Begleiter blieben stehen. Als der Betreffende jedoch näher gekommen war, zeigte es sich, daß Gilg sich getäuscht hatte; die Häscher meinten aber, er hätte sie narren wollen, überhäuften ihn mit Scheltworten und trieben ihn unsanft an, den Weg fortzusetzen.

Mit hochpochendem Herzen gehorchte der Gefangene.

Plötzlich stieg ein neuer furchtbarer Gedanke in seiner Seele auf.

„Mein Himmel!" rief er aus. —

„Was habt Ihr denn?" fragte Einer seiner Begleiter. —

„Ich bin verloren, ich muß ins Gefängniß, der Bote kann ja nicht kommen, er wird unserer beim Kärnerthore harren, und wir gehen zur Schranne."

„Tragt deshalb keine Sorge!" versetzte Einer der Häscher, „es ist deshalb schon ein Zweiter von Herrn Kirchheimer gesendet worden."

Stößl athmete leichter auf, eine große Last fiel ihm zwar von der Brust, aber deshalb hatte er noch immer schwer genug zu tragen.

Sie kamen dem Hohenmarkte näher; mit jedem Schritte stieg seine Besorgniß, mit jedem Augenblicke wuchs seine Angst, immer kleiner wurde der Raum, welcher ihn noch von dem verhängnißvollen Ziele trennte, immer kürzer die Frist, in welcher der Retter anlangen konnte. Noch ein Mittel fiel dem Gefangenen ein, die Zeit in etwas hinaus zu dehnen: er wollte seine Schritte verkürzen; aber dazu verstanden sich seine Wächter nicht, sie trieben

ihn unbarmherzig zur Eile an. Er mußte gehorchen.

Der Hohemarkt war erreicht, die Schranne lag da, Gilg Stößl sandte einen verzweifelnden Blick gegen den Lichtensteg zu — der Retter kam nicht — das Eisenthor, zu welchem rechts und links über einen altanartigen Vorsprung eine Treppe führte, öffnete sich, man begann die Stufen hinanzusteigen; Gilg sah noch immer rückwärts, aber vergebens.

„So muß ich denn wirklich unschuldig verderben!" rief er vom tiefen Schmerz bewegt aus. „Wer weiß, ob und wann ich wieder aus diesem Hause komme? Ach, mein Evchen, mein armes Evchen!" das Letztere brummte er nur leise vor sich hin.

Jetzt tritt aus dem Thore ein Mann dem Hubmeister entgegen, und flüstert ihm einige Worte zu.

Es war der erwartete Bote.

Noch einige Augenblicke der gräßlichsten Angst für Gilg Stößl; hat der Meister für ihn gut gesprochen oder nicht? Diese Ungewißheit war von Allem, was er den ganzen Nachmittag hindurch gelitten, das marterndste Gefühl. Endlich sprach der Hubmeister die verhängnißvollen Worte: „Laßt den Schelm ledig!"

Ein Sprung, und Gilg war die Treppe hinunter.

Wie ein Wirbelwind flog er über den Hohenmarkt und den Lichtensteg, hinauf gegen den Stefansplatz.

„Dem Himmel sei's gedankt! ich bin ihnen entkommen!" dachte er, „ich habe bisher zu Niemandem als zu meinem Meister gehalten, und doch haben sie mich heute in solche Höllenangst gejagt; von nun will ich ein Kaiserer werden. Ich will ihnen Schaden bringen, wo ich nur kann, und besonders ihm, dem Hauptschelm, dem Holzer, der an dem Allen Schuld trägt; dem will ich den heutigen Nachmittag nie vergessen! Ich will ihm denselben mit Wucherzinsen vergelten, und wenn Jahre darüber vergehen sollten, ich werde mich seiner erinnern!"

Der Eilende befand sich schon in der Kärnerstraße, da kam ihm ein Mann entgegen. Gilg macht erschreckt einen Seitensprung, der Andere ist indessen vorüber.

„Heiliger Medardus!" ruft Evchens Geliebter, „das war ja Meister Siebenbürger!"

Wie vom Bösen gejagt, verdoppelt der Gäuknecht seine Eile, bald ist er vor dem Hause seines Meisters angelangt, er will durchs Thor, da kommt eben Jemand heraus.

Beide treffen zusammen, Gilg taumelt zurück.

„Herr Preising!“ ruft er, wie vom Blitze getroffen.

Der Andere, ohne auf ihn zu hören, eilt fort.

Gilg Stößl erholt sich, sieht dem Enteilenden kopfschüttelnd nach, schlägt ein Kreuz hinter ihm, und begiebt sich todtmüde in seine Kammer.

Fünftes Capitel.

Wir versetzen unsere Leser in eine große Halle des Ebersdorfischen Hauses.

Der Eigner desselben, Herr Veit von Ebersdorf, ein warmer Anhänger des Herzogs, versammelte die Bundesgenossen und den Rath der Stadt Wien zu einem fröhlichen Abendmahl, welchem auch der lebensfreudige Fürst beiwohnte.

Es ist Nacht, daher die Halle prächtig erleuchtet; die Tafel, hinablaufend nach der Länge, ist gedeckt, und bereits besetzt, das Mahl im vollen Gange.

Der Gast an dem obersten Platze, ein Mann in der Mitte der Vierzig, zieht vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er sitzt in einem etwas erhöhten Armstuhle, dessen Lehne weit über seinen Kopf hervorragt. Ein weißes Sammetstück mit Gold gestickt, rechts und links von dem Sitze in künstliche Schleifen geformt, und dann in malerischen Falten-

würfen herabhängend, giebt dem Stuhle das Ansehen eines niedlichen Thrones. Der Mann, welcher ihn einnimmt, ist etwas untersetzter Statur; der Kopf, für den starken Körperbau fast zu klein, sitzt tief zwischen den Schultern. Sein Gesicht ist länglich, das Haar, in der Mitte gescheitelt, hängt nach seit- und rückwärts grad' und schlicht hinab. Die Augen sind dunkel, der Blick lebhaft, durch starke Brauen etwas finster, die Stirn gerunzelt und nieder, die Backenknochen treten etwas hervor. Ein voller Bart ist unstreitig das Charakteristischste dieser Physiognomie. Er zieht sich die Wangen hinab, beschattet Kinn und Hals, und ist mit dem Schnurrbart ins Eins verwachsen.

Wenn man von diesem Aeußeren auf das Innere hätte schließen wollen, so würde man ein unfreundlich, störrisch Gemüth vermuthet haben; einen Mann, der sich menschenfeindlich in öder Einsamkeit gefällt, und Alles nur mit düsterem Auge sieht; wie weit wäre man aber da irre gegangen! denn dieser Mann war voll Leben und Beweglichkeit, entwickelte eine Thatkraft, die, verbunden mit der größten Zwecklosigkeit, ihm ganz das Ansehen eines Menschen gab, welcher jahrelang mit einem und demselben Steine nach einem und demselben Gegenstande wirft, ohne ihn zu treffen. Dieser Mann liebte Pracht, Glanz,

lärmende Freuden; er liebte Spiel, Tafel und Minne, er liebte Alles, wobei er seiner maßlosesten Leidenschaft, der Verschwendung, fröhnen konnte; er war daher nie unglücklicher, als wenn ihm hierzu die Gelegenheit oder das Geld mangelte, und wie oft war dies Letztere nicht der Fall, trotzdem, daß ihm kein Mittel zu schlecht war, sich solches zu verschaffen. Dieser Mann, den so Viele benutzt aber nur Wenige verehrt haben; dieser Mann, welcher bei seinem Tode nichts hinterlassen hat, als die von ihm gestiftete hohe Schule zu Freiburg: dieser Mann war Herzog Albrecht VI., der Bruder Kaiser Friedrich IV.

Seinen Namen wird die österreichische Geschichte stets mit Schauder nennen.

Mit dem Herzoge an der Tafel saßen: Heinrich von Lichtenstein, ein kleines, hinkendes Männlein, mit einer spitzen Stirne, aber deshalb doch ein vielgepriesener Kriegsheld; Graf Wilhelm von Tirstein, jener hochmüthige Reiter, den wir bereits bei dem Abenteuer vor dem Hause des Edlen von Ellerbach kennen gelernt haben; Jörg von Potendorf; drei Grafen zu Schauenburg; Siegmund von Buchheim; Ulrich und Johann, Herren von Strahemberg; Siegmund von Topel; Andreas von Polheim; Reimprecht von

Wallsee und noch viele Andere; meistens von den Ständen des österreichischen Landes ob der Enns; endlich Berthold von Ellerbach und der gastfreundliche Herr des Hauses.

Vom Rathe waren anwesend der Bürgermeister Holzer, der Stadtrichter Lorenz Schönberger, der Hubmeister Johann Schallauzer, die Räthe Kirchheimer, Ebner und Oedenacker.

Es war während des Mahles, als Herzog Albrecht mit freudigem Antlitze um sich sah, und dann das Wort nahm: „Wahrhaftig! Unser Herz jauchzt vor Freude, wenn Wir den Blick über die Tafel streifen lassen, und Uns an der Spitze so vieler auserlesenen Männer sehen. Es werden Wenige von Bedeutung sein, die Wir nicht zu den Unseren zählten!"

„Und doch weiß ich Einen, herzogliche Gnaden!" nahm Ulrich Strahemberg das Wort, „welcher Euer Gnaden innigster Anhänger, und doch nicht gegenwärtig ist!"

„Nennt Uns seinen Namen!" sprach Albrecht und heftete auf den Sprecher herausfordernd den glühenden Blick.

„Es ist Hanns Kling von Urschendorf!"

Der Herzog lachte hell auf.

„Der alte Kreuzfahrer mag Uns vielleicht seine

Gunst entzogen haben!" rief er im spottenden Tone, doch der Strahemberg erwiederte:

„Um dies zu thun, ist der alte Schädel noch immer viel zu hart. Ich befand mich auf meinem Schlosse —"

„In jenem Schlosse an der Piesting?" fragte der Herzog.

„In demselben, gnädiger Herr! welches auch den Eingang vom Steinfelde in den Gebirgskessel gegen Gutenstein deckt. Ich befand mich also dort, und war schon darauf gefaßt, den Winter in den Bergen zuzubringen, und mich mit Bär und Eber zu befeinden, da bringt die Kunde zu mir: Ihr, herzoglicher Herr! zöget gen Wien, um den Kaiser zu bezwingen und einen Landfriedensbund zu stiften. Rasch send' ich einen Boten an meinen Bruder, und lade ihn ein, gen Wien zu ziehen, drauf setz' ich mich zu Roß, trabe über die Haide gen Neustadt, und dann dem Gebirge zu nach Urschendorf. Der alte Hanns, als er die Ursache meines Einsprechens vernahm, entgegnete: Schönen Dank, mein Freund! ich ziehe nicht mit; ich mag mit den Städtern nichts zu schaffen haben; hätten sie den Kaiser nicht in die Stadt gelassen, so brauchten sie jetzt keine Belagerung, um ihn aus derselben zu treiben!"

Der Herzog, die Grafen und Herren schlugen ein helles Gelächter auf.

„Bei Unserem Barte!“ rief Albrecht, „der alte Kreuzfahrer hat Recht! Darum keinen Groll, Ihr Herren vom Rathe! Aber daran habt Ihr nicht weislich gethan. Entweder Ihr hättet die Stadt gar nicht sperren, oder Unseren kaiserlichen Bruder nicht einlassen sollen; jedenfalls war es eine halbe Maßregel.“

Der Bürgermeister Holzer, den dieser Vorwurf am meisten traf, sah düster vor sich hin. Der Herzog hatte Recht, das fühlte er, aber der Herzog wußte nicht, daß es in seinem Plane lag, es auch mit dem Kaiser nicht ganz zu verderben, um im entscheidenden Augenblicke sich dem Einen wie dem Andern anschließen zu können.

Albrecht hatte den düstern Blick Holzers bemerkt; um ihn jedoch für den Vorwurf wieder in Etwas zu begütigen, fuhr er gnädig fort:

„Wir sind indessen weit davon entfernt, Euch darob nur im Entferntesten zu grollen; im Gegentheile hegen wir die feste Ueberzeugung, daß Ihr mit dem besten Willen für Uns beseelt seid, und das, was geschehen ist, jenen Mängeln zuzuzählen kömmt, an welchen überhaupt alle menschlichen Werke und Entwürfe leiden. Wir werden trachten, den Fehler zu verbessern, und mit gemeinschaftlichen Kräften den Friedensfeind zu bekämpfen.“

Der Bürgermeister nahm das Wort:

„Wenn ich, gnädiger Herr! Gelegenheit haben werde, Euch jene Begebenheiten mit sammt unseren Beweggründen darzustellen, so werdet Ihr finden, daß wir nicht anders handeln konnten. Diese nie erhörte Nachgiebigkeit des kaiserlichen Herrn bestach das Volk; wir hatten nur einen Verbündeten, und dieser war das Volk! Dem entgegen sein, hieß, sich einen neuen Feind auf den Hals laden; es war demgemäß besser, in seinem Sinne zu handeln, um ihn später um so reizbarer zu finden. Wie die Erfahrung gezeigt, haben wir gut gethan. Ganz anders hätten wir handeln müssen, wenn wir auf bewaffnete Macht hätten fußen dürfen, was aber nicht der Fall war."

„Die Meinungsverschiedenheit ist ausgeglichen," versetzte der Herzog, welcher überhaupt nie gern lange über einen Gegenstand sprach, der ernster Natur war; „Wir wollen auf das zurückkommen, wovon Wir ausgingen. Edler von Strahemberg! seid Ihr mit Eurem Berichte vom alten Kreuzfahrer schon zu Ende?"

„Beinahe, herzoglicher Herr!" entgegnete der Angeredete, „ich gab mir alle Mühe, den alten Eigensinn eines Anderen zu bereden, und als ich ihm gar arg zu Leibe ging, rief er: „Nein, nein, ich kann nicht, ich darf nicht! mich hält eine heilige Pflicht zurück, die Pflicht des Vaters. Da, seht hin — er stand

auf und öffnete eine Seitenthüre, welche in ein inneres Gemach führte — mein einzig Kind auf dem Siechbette! Nein, nein, ich darf nicht mit!" —

Der Anblick, welcher mir hier zu Theil wurde, war wirklich rührend. Eine liebliche Jungfrau ruhte blaß auf dem Lager, und streckte flehend die Hände nach ihrem Vater aus, daß er sie nicht allein lassen möge. — „Hab' keine Furcht, meine süße Amelei!" rief der alte Graubart, „ich verlasse Dich nicht!" — Drauf eilte er auf sie zu, und schloß sie fest in seine Arme. Es wäre unbarmherzig gewesen, ihn noch ferner von seinem Entschlusse abbringen zu wollen, drum ließ ich ihn gewähren. Als ich Abschied nahm, reichte er mir die Hand, und sprach: „Reist mit Gott! bringt unserem gnädigen Herrn, dem Herzoge, meinen ritterlichen Gruß, und vermeldet ihm, daß nur die Pflicht des Vaters mich zurückhält, ihm zu dienen, doch sobald mein Kind genesen, werde ich kommen; ich glaube, es wird auch dann noch für den alten Kling etwas zu thun geben. Dem Berthold von Ellerbach aber mögt Ihr sagen, daß meine Amelei von jenem Augenblicke an, als wir sein Haus verließen, immer mehr und mehr dahin siecht, und nun ganz darnieder liegt!"

Er schwieg. — Tiefe Stille. —

Aller Augen kehrten sich dem Ellerbach zu.

Ehe wir hier fortfahren, müssen wir noch erwähnen, daß der Edle von Ellerbach allgemein als ein arger Wüstling bekannt war, dem, wenn es darauf ankam, seine Leidenschaft zu befriedigen, kein Band zu heilig war, und daß namentlich unter den Anwesenden sich Viele befanden, welche mit ihm schon manche Abenteuer in brüderlicher Eintracht erlebt und getheilt hatten; ferner wollen auch wir den Mann, auf dem in dieser Minute Aller Blicke ruhen, ein wenig aufmerksamer betrachten; wir finden ihn todtenbleich, abgezehrt, mit einem fast gespenstischen Blicke, kurz mit einem Aussehen, als ob er Monate lang todtkrank darnieder gelegen wäre.

Ton und Sitte in dieser Gesellschaft waren im Allgemeinen zu frivol, so daß man, den sonderbaren Gruß des alten Kling mit Bertholds Ruf in Einklang gebracht, bestimmt auf gewisse Vermuthungen gekommen wäre, und diese sich auch in Neckerei Luft gemacht hätten, wenn nicht das elende Aussehen Bertholds jeden Scherz darüber verscheucht hätte.

Der Herzog nahm zuerst das Wort; sein Ton war ernst, nicht etwa, als ob er es verschmäht hätte, sich über eine Sache, wie die in Rede stehende, zu belustigen; aber er wollte den Ellerbach nicht kränken, deshalb ließ er alles Andere unberührt, und sprach: „Fürwahr! Unser getreuer Berthold, Wir finden Euch

seit Unserem letzten Beisammensein sehr verändert. War't Ihr krank?"

„Nein, mein herzoglicher Herr!" versetzte der Edle, „ich fühle mich gesund, und doch überzeuge ich mich, daß mein Aussehen von Tag zu Tag bedenklicher wird."

Albrecht schüttelte den Kopf. „Sonderbar," sprach er, „kein Leiden, und dennoch diese Veränderung? Sagt Uns doch, Herr Rath Kirchheimer, Ihr, als der berühmteste Arzt der Wienerstadt, müßt es wissen: liegt dies im Bereiche des Natürlichen?"

„O ja, herzogliche Durchlaucht!" versetzte der Gefragte, „es muß ein Seelenleiden sein."

„Wahrhaftig! das haben Wir vergessen!" rief Albrecht, „an die Seele habe ich wahrlich nicht gedacht, das ist, weil ich mir mit der Seele gar wenig zu schaffen mache!"

Der Herzog sprach nur zu wahr.

Nach diesem so leichtsinnig, in seiner gewöhnlichen Art hingeworfenen Selbstbekenntniß fuhr er fort:

„Wer hätte aber auch so etwas bei Unserem getreuen Ellerbach nur vermuthen sollen?"

„Der Herr Rath Kirchheimer," sprach Berthold abwehrend, „ist auf irriger Meinung. Ich wüßte nicht, woher bei mir ein Seelenleiden stammen sollte."

„Wir werden auf Euch ein wachsames Auge haben!“ rief Albrecht im Scherze drohend, „und wer weiß, ob wir nicht Manches erfahren!“

Der Herzog schwieg. Man merkte es an seinen Mienen, daß er dem Gespräche eine neue Wendung zu geben wünschte, deshalb harrte Jeder, daß auch er beginnen möge. Dies geschah: „Nun Ihr Herren laßt uns Unser erstes Beisammensein gleich benutzen, um für die nächsten Tage unsere Unternehmungen festzusetzen. Ich habe heute schon meinem kaiserlichen Bruder die Absage zugesandt.“*)

„Auch ich!“ riefen der Graf Tirstein und die drei Schauenburg, wie aus einem Munde.

„Wir werden es morgen thun!“ sagten die beiden Strahemberg.

„Wir übermorgen!“ riefen der Lichtenstein und Potendorf.

Der Herzog nickte Allen zufrieden zu. „Die Burg,“ fuhr er fort, „bleibt umschlossen wie bisher. Da aber das Beschießen nicht jenen wirksamen Erfolg hat, als für uns wünschenswerth ist, so werden Wir, indem wir das Schießen gehörig fortsetzen, zu gleicher Zeit auch unter der Erde den Krieg beginnen. Wir wollen von Außen gen die Veste graben, und solcher

*) Donnerstag am 4. November 1462.

Weise, ohne daß sie es ahnen, in ihrer Mitte sein. Euch, Graf von Tirstein, übergeben Wir den Auftrag, diese Arbeit zu leisten, und morgen schon soll begonnen werden. Außerdem, Ihr Herren und Edlen, wollen Wir, Ich der Herzog, und Ihr die Landstände Oesterreichs, gegen die Regierung Unsers kaiserlichen Bruders auf zwei Jahre einen Bund zur Erhaltung des Landfriedens schließen, und in der Stadt bekannt machen lassen. Unser Kanzellar hat die betreffende Urkunde bereits angefertiget, und sie wird Euch morgen zur Unterschrift und Besieglung übergeben werden."

Ein Diener des Ebersdorfers kam herein, ging auf seinen Gebieter zu, und lispelte ihm einige Worte ins Ohr. Herr Veit erhob sich und sprach:

„Ein Abgeordneter des Edlen Gamrit von Fronau harrt außen, und bittet Euer herzogliche Gnaden um frei Geleit und Gehör."

Albrechts Miene wurde finster, auf seiner Stirne lagerte es sich wie ein dräuendes Gewölk.

„Frei Geleit?" rief er, „wozu bedarf es des freien Geleits? Was wird es geben? Wir haben den Fronauer aufgefordert, hierher zu kommen; er kommt nicht und sendet nur einen Boten. Er möge eintreten; was er begehrt, sei ihm zugesagt."

Fronauers Abgesandter trat ein. Er grüßte

ehrerbietig den Herzog, und dann die übrigen Versammelten, drauf begann er:

„Mein Herr und Gebieter, der Edle Gamrit von Fronau sendet Euch, durchlauchtigster Herr Herzog, seinen ehrerbietigen Gruß, und läßt Euch unterthänigst vermelden, wie er zwar Ursache genug habe, Eurem durchlauchtigsten Herrn und Bruder, seinem Kaiser und Herrn, gram zu sein; allein diese Wirrnisse wären nur zeitlichen Gutes halber entstanden, und seien nicht wichtig genug, um ganz zu vergessen, daß Herr Friedrich Landesherr und Fürst ist. Da also ihm, nämlich meinem Gebieter, dem Edlen von Fronau, die Ehre seines Namens mehr gilt, als jedes Gut, so bleibt er zwar wie früherhin des römischen Kaisers abgesagter Feind, allein er verweigert auch jedem Bunde gegen ihn seinen Beitritt. Dies im Namen meines Herrn und Gebieters."

Der Herzog sprang auf, sein Antlitz glühte.

„Hund von einem Sendling!" schrie er und schlug mit der Faust auf die Tafel, daß die Halle erdröhnte, „Uns das, dem Herzog Albrecht von Oesterreich? Wisse, Du thatest recht daran, frei Geleit zu begehren, sonst hingest Du jetzt schon unten am nächsten Baume. Meinet Dein Herr, er wolle es jetzt beschönigen, was er schon Alles gegen den

Kaiser verbrochen? Hat er nicht gekämpft gegen ihn? Hat er sich nicht empört? Meint er, die Geschichten um das Schloß Ort wären schon vergessen? Kehre nur heim und sage ihm, er möge bleiben, wo er ist. Es seien der Edlen des Landes genug um Uns, als daß Wir ihn, den Wankelmüthigen, nicht vermissen könnten. Sein Nichterscheinen ist Uns gleichgültig; was Uns aber empört, das ist der trügerische Heiligenschein seiner Worte. Du bist entlassen, so wie Dein Gebieter vergessen ist."

Er winkte. Der Bote entfernte sich.

Der Herzog ließ sich nieder. Niemand unterbrach das Schweigen.

Der Zorn hatte den leidenschaftlichen Fürsten aufgeregt, er rief: „He, Mundschenk, füll' die Pokale! Ist dies ein Freuden- oder ein Todtenmahl? Auf, Ihr Herren! so lieben Wir's nicht. Herzog Albrecht von Oesterreich ist noch an keiner Trauertafel gesessen, und heute soll's zum ersten Male auch nicht sein. — So — das Blut ist süß — nur zu, Bundes- und Waffengenossen — zum zweiten Male die Pokale gefüllt — und zum zweiten Male geleert! — Nicht wahr, das fleußt feurig durch die Adern, das wirbelt durch Mark und Bein? — Und nun muthig, Ihr Herren! aller guten Dinge sind drei — zum dritten Mal gefüllt! Sputet Euch, Ihr Diener

und Schenken, auf daß der Geist sich nicht verflüchtige; hoch gehoben — auf einmal geleert — so — und nun der Rede freien Lauf gelassen; wo Freude walten soll, müssen die Schranken sinken; wir sind hier wie Glieder eines Hauses, und zwischen Uns und Euch soll kein größerer Unterschied walten, als der, daß ich der Aelteste der Brüder bin."

Die Aufforderung, die Pokale zu leeren, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Es verbreitete sich unter den Anwesenden eine Art freudiger Aufregung, welche in kurzer Frist in die ausgelassenste Lustigkeit überging. Endlich rief der Herzog:

„Herr Veit von Ebersdorf! Ihr seid ein Gastherr sonder Gleichen, aber Eines habt Ihr doch vergessen!"

„Und dieses Eine ist?"

„Musik!"

Der Edelherr versetzte: „Ich habe nur geharrt, bis Ihr, gnädiger Herr! den Wunsch ausgesprochen, und seht, er ist erfüllt."

Er winkte.

Eine Wand der Halle zertheilte sich, Trommeten und Pauken schmetterten — ein hell erleuchteter Tanzsaal wurde sichtbar — weiß geputzte Damen und Jungfrauen, an deren Spitze die Gemahlin des Festgebers den Herzog begrüßte, harrten der Tänzer.

Die Spielleute begannen.

Albrecht, der sich plötzlich in die Mitte seiner Elemente versetzt sah, war auf's Höchste überrascht.

„Fürwahr!" rief er, „Ihr seid ein Zauberer. Nun denn, so wollen Wir heute ein Fest feiern, wie es, dem alten Baue Unserer Ahnen gegenüber, schon lange nicht stattgefunden. Und damit Unser kaiserlicher Bruder auch erfahre, wie wohl Wir Uns in seiner Nähe befinden, so reißt die Fenster auf — und nun laut, Ihr Spielmänner! — Wir Andern die Pokale hoch: Es leben die Brüder!"

„Hoch die Brüder!" schrieen mehr als hundert Stimmen, so laut, daß der Ruf gen die Augustiner hinab, dann gen die Burg, und die Hochstraße*) hinauf drang.

Und in demselben Augenblicke, während Herzog Albrecht im Kerzenglanze bei Tanz und Gelage, von seinen Anhängern umringt, der belagerten Burg gegenüber den höhnenden Toast trank, in demselben Augenblicke befand sich sein bedrängter Bruder, Kaiser Friedrich, an der Seite seiner Gemahlin in der halbdunkeln Kapelle. Beide knieten vor dem Altare, zwischen ihnen der kleine Max, die zarten Händchen gen Himmel streckend; und alle Drei fand-

*) Jetzige Herrngasse.

ten vereint ihre Gebete zum Himmel, und baten um baldige Erlösung!

Welch ein Doppelbild!! — — —

Der Tanz im Hause des Ebersdorfers hatte begonnen.

Der Herzog an der Seite der Freiin von Ebersdorf eröffnete den Reigen, und die Uebrigen folgten dem Beispiele; aber bald darauf, nachdem er die Gesellschaft gewissermaßen zur Lustbarkeit aufgemuntert und in dieselbe eingeführt hatte, zog sich Albrecht zurück; der Anblick der Frauen schien sehnsuchtsvolle Erinnerungen in seiner Seele geweckt zu haben; er verließ, ohne bemerkt zu werden, die Reihe der Tanzenden, näherte sich dem Edlen von Ellerbach und winkte ihn zu sich. Eine tiefe Auswölbung am oberen Ende der Halle bildete eine Art von Erker und einen zu einem vertrauten Gespräch so ziemlich abgelegenen Raum. Dorthin begab sich Albrecht mit Berthold. Beide nahmen nahe an einander Platz, denn Ellerbach ahnete schon, was kommen sollte.

Der Herzog, erhitzt, etwas aufgeregt, glühte; sein Auge gab die Leidenschaft zu erkennen, welche ihn im jetzigen Augenblicke ganz beseelte. Auch Bertholds gespenstige Bläße hatte einem leisen Anhauche von Roth Platz gegeben, aber desto unheimlicher sah

das stiere Auge aus den tiefen Höhlen heraus. Sein Anblick gab deutlich zu erkennen, daß der Plan der blinden Katharina gelungen war, daß ihre Worte bereits in Erfüllung gegangen; wie ein giftiger Wurm nagte die Gier unbefriedigter Leidenschaft in seiner Brust, und zehrte an der Kraft des Körpers und der Seele.

„Ellerbach!" begann der Herzog in einem sehr vertraulichen Tone, „Wir müssen Euch gestehen, daß Euer Aussehen Uns wirklich erschreckt. Wie Ihr selbst sagt, ist es kein körperlich Leiden, welches Euch quält, was muß es also sein, was diese mächtige Wirkung hervorbringt? — Wir brauchen es Euch nicht in Erinnerung zu rufen, daß Wir, so oft Wir uns ohne Zeugen finden, als Freunde sprechen, die kein Hehl vor einander haben; Ihr wißt, welche Hoffnungen Uns an Eure Person fesseln, welchen Beistand Wir von Euch erwarten; drum sprecht, seid offen und wahr!"

Berthold entgegnete: „Ich bin sehr unglücklich, mein Herzog!"

„Unglücklich? — Ihr? — Welches ist die Ursache Eures Unglückes?"

„Es sind deren zwei zugleich. Leidenschaft für einen Gegenstand, den ich nicht erreichen kann, und dann häusliche Unzufriedenheit!"

„So haben Wir Uns also nicht getäuscht. Wir hätten es beinahe mit Gewißheit behaupten können, daß nur Ursachen dieser Art auf Euch einen solchen Eindruck hervorzubringen im Stande seien. Und wer ist die Dame, welche Eure Liebe so mächtig anregt?"

„Es ist ein einfach Bürgermädchen!"

„Nun, ist das für einen Ellerbach ein so unerreichbares Ziel?"

„Bei gewissen Umständen, ja! Ein unseliger Zufall hat im Hause über meine Verhältnisse Aufklärung verschafft, ich muß dasselbe meiden. Ich habe also keine Hoffnung, je das Ziel meiner Wünsche zu erreichen, außer denn —"

„Nun, auf welche Weise?"

„Durch Gewalt."

„Aufrichtig gesagt, ist Gewalt in Liebessachen das letzte Mittel."

„Es bleibt mir aber doch nur die Hoffnung darauf."

„Und die Angehörigen des Mädchens?"

„Dieser Umstand bietet wieder Schwierigkeiten dar. Das Mädchen ist die Pflegetochter einer Frau, die mächtige Freunde besitzt."

„Das ist schlimm, denn Ihr wißt, es giebt Viele, die sich selbst Recht zu verschaffen im Stande

sind; und in offene Feindseligkeiten Euch einzulassen, dazu seid Ihr nicht mächtig genug."

„Dies Alles habe ich schon zu gut erwogen, und doch kann ich nicht von dem Mädchen lassen, sie muß die Meine werden, und wenn ich das Aeußerste wagen sollte."

„Thut, was Euch klug dünkt, doch mit Schonung und Vorsicht. Doch nun auf den Punkt Eueres häuslichen Unglückes zu kommen. Befindet sich Juliane hier?"

„Ja, Herr Herzog!"

„Ihre Gesinnungen?"

„Dürften in Bezug auf Euch noch immer dieselben sein, wie ehedem."

„Ist sie noch immer nicht zu bewegen, an Unsern Hof zu kommen?"

„Ich bin am wenigsten im Stande, dies zu bewirken."

„Ihr? der Gemahl?"

„Wir sind seit Wochen schon, zwar in demselben Hause, aber getrennt von einander."

„Wie ist Euch dies nur möglich?"

„Wie es mir möglich ist? Weil sie mir gleichgültig ist, weil ich sie hasse, weil sie mir eine unliebsame Last, die mir aufgebürdet ist, und die ich jeden Augenblick von mir schleudern möchte. O die-

ses Band, das mich so unglücklich macht, fürwahr! Herr Herzog, ich hätte es schon längst gewaltsam zerschnitten, wenn nicht Ihr — "

Albrecht brauste auf. „Ellerbach," sprach er ernst, „bei Unserem unversöhnlichsten Hasse, thut dieses nicht! Wenn Euch Unser Schutz und Unsere Freundschaft werth sind, so wahret das Leben Juliane's wie Euren Augapfel, denn dieses Weib, das Wir anbeten, Ihr wißt es nicht zu schätzen, Ihr seid nicht würdig, es zu besitzen!"

Beide sprachen leise mit einander, und man merkte, daß Berthold dem Herzoge einen wichtigen Plan mittheilte.

Wie vielgestaltig und entgegengesetzt ist oft eine und dieselbe Leidenschaft bei zwei verschiedenen Menschen; wofür der Eine glüht, das verachtet der Andere; was der Eine besitzt, ist des Anderen höchstes Ziel, und meistens ist es sein eigen Gut, welches man am wenigsten zu schätzen weiß!

„Und doch kennt Ihr dieses Weib noch nicht ganz, gnädiger Herr!" begann Berthold, als ihm der Herzog einige Einwürfe gemacht hatte. „Bei all' ihrer Gleichgültigkeit für mich, wird sie nie aufhören, in mir ihren Gatten zu sehen, und ihre Pflicht als solche im weitesten Umfange des Wortes üben. Ich hege den festen Glauben, daß kein Weib der

Erde, und wenn sie auch den Gatten noch so sehr liebte, für ihn so viel zu opfern im Stande wäre, als Juliane für mich!"

„Und eine solche Gattin," rief Albrecht entrüstet, „einen solchen Engel könnt Ihr so verschmähen?"

Ellerbach blickte finster vor sich hin und sprach tückisch: „Ich könnte hier eine Gegenfrage thun, gnädiger Herr! doch wag' ich's nicht —"

„Wagt es, Wir erlauben es Euch!" —

„Und ein solches Weib, frage ich, wollt Ihr, Herr Herzog! zur Untreue verleiten?"

Albrechts Auge blitzte; in seiner Seele begann es zu brüten, Gedanken erwachten und wuchsen, sein lebhaftes Blut zeugte in diesem Augenblicke ein Chaos von Ideen; doch verschloß er alle in seinem Inneren, kein Hauch durfte jetzt noch zum Verräther seines Inneren werden. Er bekämpfte seinen Zorn und sprach mit mehr Gelassenheit, als zu erwarten war:

„Ja, Wir wagen es, weil Wir dieses Weib von Euch, das ist, von ihrem Unglück, befreien wollen."

Er reichte dem Edelherrn begütigend die Hand und setzte hinzu: „Es soll Euch und mir geholfen werden. Euer listiger Plan!"

Beide erhoben sich.

Schon während ihrer Unterredung hätte man den Bürgermeister Holzer bemerken können, wie er sich immer in der Nähe jenes Erkers behauptete, in welchem sich der Herzog befand. Man sah es ihm an, daß er sich dem Fürsten zu nähern bestrebte, jedoch fürchtete, denselben zu stören. In dem Augenblicke jedoch, als sich die Beiden erhoben, eilte er auf Albrecht zu, und sprach: „Gnädigster Herr, darf auch ich mich der Gnade erfreuen, nur einige Minuten —"

Berthold von Ellerbach grüßte und entfernte sich.

Der Herzog faßte freundlich des Bürgermeisters Hand; statt ihn jedoch zurück zum verlassenen Sitze zu leiten, begab er sich mit ihm, Hand in Hand, in die Mitte des Saales; dabei sprach er:

„Nun, mein lieber Bürgermeister, redet! Im Voraus jedoch bitte ich Euch, wenn der Inhalt Eures Anliegens von Uns einen Entschluß fordert, oder wenn er Uns nur im Entferntesten aufregen könnte, so, — Wir haben triftige Gründe hierzu, — so verschiebt dies Gespräch auf ein künftig Mal. Ist es aber dringend nothwendig, so wollen Wir Euch, weil Ihr Uns so lieb und werth seid, dennoch anhören."

„Die Nothwendigkeit, herzogliche Gnaden,"

entgegnete Holzer, „ist hier nicht der Fall; einige Tage mehr oder weniger ändern an der Sache nichts. Wichtig bleibt sie aber für Euch immerhin, sie betrifft den —"

„Stille! Wir mögen es im Voraus nicht wissen. Die erste ruhige, freie Stunde werden Wir Euch für diesen Gegenstand widmen. Im Uebrigen wißt Ihr Uns ja zu finden; Ihr, Unser wärmster Freund, werdet Uns zu jeder Zeit willkommen sein!"

Da der Edle von Ellerbach eben vorüberging, sprach Albrecht laut zu ihm: „Ueber das Wann Unserer Verabredung werden Wir erst später verfügen!"

Der Angeredete verneigte sich beistimmig, und Herzog Albrecht VI. am Arme des ehemaligen Viehhändlers durchwogte den Saal! — — — — —

— — — — — — — Michel Beheim sitzt und dichtet an seinem „Buche von den Wienern."

Auf dem Tische vor ihm liegen zerstreut die Bogen, ein Glas enthält die schwarze und eines die rothe Dinte, mit welch letzterer er die großen Buchstaben schreibt.

Es ist tiefe Nacht, der festliche Jubel im Ebersdorfischen Hause dringt dumpf herüber; hiervon läßt sich aber der Dichter nicht beirren, er sinnt und

schreibt; der Abschnitt führt den Titel: Wie Herzog Albrecht gen Wien kam.

Mit Erbitterung, und vom gerechten Schmerz beseelt singt er von Albrecht:

— — — — — — — — — — —

Ei, wie mocht er die Schmerzen
Tragen an seinem Herzen,

Daß er wider sein eigen Blut
Und Fleisch so tobet und wuth'!
Wollt er seins Bruder Kaiser mit
Der Sach haben geschonet nit,
Noch seines Bruders Weibes,
Des tugendlichen Leibes:

Da mocht er doch des jungen Bluts,
Des hohen und auch edlen Guts,
Sein Bruder Kinds geschonet han!
Ich konnt aber da nit verstan,
Daß keins Schonens da wäre,
Es war all's mit Gefähre.

Kaiser, Kaiserin, das Kindlein
Und die lieben Jungfräulein fein
Sah man in diesen Nöthen stan.
Mocht man ihr All verderbet han,
Das wär Alles geschehen,
Als ich desgleich was gesehen.

Unserem Herrn Kaiser wart behaft
Und bestetet solch Bruderschaft,

Als Abel Adams Sohn, und auch
Josephen Jakobs Sohn darnach.
Man dieß beid's les und suche
In Genesis dem Buche.

Der Abschnitt war zu Ende. Beheim legte die Feder bei Seite.

„Genug für heute", sprach er und erhob sich vom Sitze, „ich will auch zur Ruhe gehen. Wie süß Heinrich schläft! Das ungewohnte Tagewerk des Kriegers ermüdet ihn mehr als jeden Anderen, und müden Gliedern thut die Ruhe wohl. Glücklicher Freund! wie sorglos er da liegt, als ob sein ganzes Leben nur ein ebener Pfad von Blumenduft umwebt und von grünenden Auen umschattet wäre; er träumt, das Zucken seiner Augenwimpern, die Unruhe seiner Muskeln verrathen es; er träumt vielleicht von seinen Eltern, die er finden soll, von seinen Eltern, die er nicht kennt, vielleicht auch niemals kennen lernen wird. Er träumt — sieh' da — fast däucht es mir, als seh' ich seine Lippen sich bewegen, er muß sehr lebhaft träumen —"

„A—me—lei!" stammelte der Schläfer deutlich hörbar.

Der Dichter lächelte wehmüthig: „Er träumt von seiner Liebe; o mein Himmel! wie glücklich ist

man, so lange man noch von Liebe träumen kann! Bei mir ist diese Zeit schon längst verronnen; mir bringt selbst der Traum keine Freude mehr!"

„Amelei! Du bist krank?" rief Heinrich jetzt mit lauter Stimme, zuckte zusammen, und erwachte.

„Du noch auf?" fragte er den Freund.

„So eben will ich zur Ruhe."

„Wie spät ist es bereits?"

„Du willst fragen, wie frühe? Die zweite Stunde nach Mitternacht ist schon vorüber."

„Schon? Ach! wie doch die Zeit so schnell im Schlaf verrinnt."

„Im Schlafe so schnell wie im Wachen, und wenn man zu sich kömmt, ist von ihr nichts übrig geblieben, als ein Traum!"

„Und oft ein böser Traum!" erwiederte Blumtaler beziehungsvoll.

Beheim bestieg das Lager, und bald darauf ruhten Beide in den Armen des Schlafes. — —

— — — — — — — Das Fest im Hause des Edlen von Ebersdorf währte fort; es schien, als ob man dort auch die schwere Pflicht übernommen hätte, sich zugleich für jene zu erheitern und zu erfreuen, welche in der gegenüberliegenden Burg eingeschlossen waren.

Horch! Wieder tönt der Jubel durch die Nacht:
„Herzog Albrecht für immer!"
Das Echo ruft: „Nimmer!"
Für immer? — — — Fragt über den Wolken, wie lange dieses „Immer" dauern wird?! —

Sechstes Capitel.

Zwei Tage später.

Die fünfte Frühstunde wird von den Thürmen verkündet; hier und da läutet eine Klosterglocke zur Hora, auch von den andern Kirchen ladet Glockenklang zu den Frühmessen. In den Straßen der Stadt beginnt es lebhaft zu werden, die Fenster einzelner Wohnungen werden erhellt, die Gewerbsleute müssen zum Tagewerk, die Mühen des Lebens beginnen.

Außen ist es trübe, kalt und unfreundlich; Schneegewölk ist im Anzuge und verspätet den Tag. Hunderte von Raben flattern über den Thürmen, und gefallen sich in ihrem monotonen Geschrei; die schwarzen Sendlinge des Winters wittern die nahe Ankunft desselben; der Herbst hat sich schon überlebt, er ist bereit, vom Schauplatze seines Wirkens abzutreten, und einem Anderen das Spiel zu überlassen.

Nur fort — Gutes wie Böses — Wechsel muß stattfinden — Wechsel auf der Erde, Wechsel unter der Erde! — Dieser ist unser Trost, unsere Hoffnung!

Im Dache eines Hauses am Kohlmarkte sah ich ein Fenster, das Fenster ist auch erleuchtet, es muß also dort ein Bodenkämmerchen sein.

Wer weilt in demselben? Ist es ein gewöhnlicher Bewohner des Hauses? — Nein! Es ist ein Mann, welcher dort Zuflucht vor seinen Verfolgern gesucht und gefunden — es ist — doch meine Leser werden es gleich erfahren, einige Minuten früher oder später thun nichts zur Sache.

Den Kohlmarkt herab eilt ein Mann; er ist in einen Mantel gehüllt, und läßt aus demselben nur die beiden Augen hervorschauen. Bei der Thüre jenes Hauses angelangt, blickt er spähend um sich; er sieht sich unbemerkt, und huscht hinein. Rasch geht es nun durch die innere Pforte, die erste — zweite Treppe hinauf — in der Dunkelheit über Balken und Trümmer — endlich ist er an einer niedern Thüre — klopft an — sie geht auf — er tritt in jenes Bodenstübchen, dessen Fenster wir erhellt gesehen.

Der erwähnte Mann hat ihm geöffnet.

Der Angekommene wirft den Mantel von sich,

und legt eine Armbrust und einen Köcher voll Pfeile auf den Tisch.

„Das ist ein Bogen, mein theurer Meister!“ ruft er freudig, „der trägt weiter, als wir es bedürfen. O meine Dorothea! was hab' ich nicht der herzigen Jungfrau zu verdanken! Durch sie erfahren wir das Beginnen der Wiener, sie hilft uns, dasselbe den Bedrohten bekannt zu geben.“

„Lob und Ehre!“ sprach der Andere in schroffem Tone, und betrachtete mit Zufriedenheit Bogen und Pfeile.

Der Frühere durchmusterte den Tisch und fand drei ganz gleich geschriebene Pergamentblättchen. „Ei, sieh' da!“ rief er, „sind die auch schon vollendet?“ Er nahm eines zur Hand und las:

„Seid auf der Hut — die Wiener graben un-
„ter der Erde zur Veste — von mehreren Orten
„zugleich – wahret die Keller und Gräben.“ —
„Ein Kaiserer.“

„So, das ist recht!“

„Ist's recht?“

„Ja, mein hochgelehrter Herr und Meister! Nun, wenn Ihr's erlaubt, gehen wir an's Werk!“

„Nur zu!“

Mit geschäftiger Eile wurden nun die drei Blättchen um die Pfeile gerollt und fest gebunden.

Die Pfeile, damit sie in's Auge fallen mußten, waren roth angestrichen, das weiße Pergament an denselben wurde daher sogleich bemerkt.

Das Geschäft ist vollbracht.

Der Meister ging an's Fenster, warf einen Blick durch dasselbe und sprach: „Noch zu finster —"

„Ja, ja, es ist noch zu dunkel!" ergänzte der Andere die wortkarge Rede des Ersteren, so wie man oft Einem im Gespräche nachhilft, dessen Zunge schwer beweglich ist.

Wir müssen jedoch bemerken, daß dies bei unserem Manne nicht der Fall war. Seine Stimme war tief und wohlklingend, seine Aussprache deutlich, seine Redewerkzeuge waren ohne Fehl.

Er ging wieder zum Tische, ließ sich an demselben nieder, und lud den Andern ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Warst Du gestern dort?" fragte der Erstere.

„Ja, mein Meister! ich habe mich behutsam eingeschlichen, und noch Alles im verlassenen Zustande gefunden."

„Hab und Gut?"

„Ist oben auf dem Boden wohl geborgen."

„Der Schlüssel?"

„Den Schlüssel hab' ich in meiner Verwahrung."

„Die Strickleiter?"

„Liegt zusammengerollt in der Truhe."

„Die Fallthür?"

„Ist, dem Himmel sei Dank! unentdeckt geblieben. Ich habe sie geöffnet, bin in's Gemach hinabgestiegen, hab' die Thüre geschlossen, und den Rückweg, mit der Strickleiter durch den Boden, wieder angetreten."

„Der Elende!" rief jetzt der Meister, über die früheren Vorfallenheiten erbittert.

Er nahm ein Buch und begann in demselben zu lesen, der Andere stellte sich an's Fenster, und blickte sinnend hinaus. Gegenüber liegt die kaiserliche Burg, tiefer Schlaf umfängt noch die Bewohner derselben.

„Was sinnst Du?" unterbrach der Meister die Stille.

„Ich dachte eben daran, wie ruhig Die drüben schlummern, ohne die neue Gefahr zu ahnen, von welcher sie bedroht werden."

„Der Himmel sorgt für die Gerechten!"

„Und läßt sie nie untergehen!" ergänzte der am Fenster. „Kommt her, Meister! die Dämmerung scheint mir bereits hereingebrochen."

Der Andere löschte die Lampe aus, ging an's Fenster, und öffnete es. Nach einigen Augenblicken

gewahrten sie den ersten Dämmerschein des ankommenden Morgens.

„Schnell an's Werk, mein Meister, es ist schon hell genug!"

„Früher die Probe!"

Ein vierter Pfeil wurde genommen, die Armbrust gespannt — der Pfeil darauf gelegt, der Meister nahm den Bogen, legt an — drückt ab — das Geschoß zischt davon und fliegt im Bogen in der Richtung gegen den Burghof.

„Der hat getroffen!"

„Gute Probe!" versetzte der Meister mit selbstzufriedenem Kopfnicken.

Die drei umwickelten Pfeile wurden nun rasch einer hinter dem andern auf gleiche Weise gegen die Burg abgeschossen.

„Mein theurer Meister!" rief der Eine erfreut über das Gelingen des Werkes, ich will nicht Herrmann heißen, wenn nicht alle unsere Pfeile in den Burghof gefallen sind. Der Erste, welcher über den Hof geht, findet sie, und sie erfahren, was ihnen zu wissen nöthig ist."

„Unser Zweck ist erreicht!"

„Ja, wir haben auch etwas beigetragen zur Erhaltung der Gerechten, wir wollen auch fernerhin für sie thätig sein; kämpfen wir auch nicht mit

Schwert und Geschoß, so sind wir doch für ihr Wohl besorgt. Wie wird Heinrich Blumtaler staunen, wenn er erfährt, daß auch ich mit im Spiele gewesen!"

Der Sprecher war Herrmann Preising; der Andere war Herr Toman Siebenbürger, Meister der hohen Schule zu Wien. — — —

— — — — — — — — Philipp Egenburger, Einer der Köche in der Burg, tritt in den Hof. In einem Gefäße trägt er einige spärliche Abfälle des gestrigen Mahles. Der Egenburger ist ein alter Mann, denn seine beiden erwachsenen Söhne Ulrich und Johann befinden sich schon in gleicher Eigenschaft, wie er, am kaiserlichen Hofe. Kaum hatte der Alte den ersten Schritt aus der Thüre gethan, so fliegt ein Rabe herbei, und setzt sich ihm auf die Schulter.

„Bist schon da, Du alter Quäker?" brummte der Egenburger in den Bart, „meinst immer, Du müßtest der Erste sein? Da, da, friß so lange als etwas vorhanden, aber es ist bei uns schon alle geworden! Noch einige Tage, und Du wirst mit uns verhungern, wenn es den Wiener Herren gefällig ist!"

Der Rabe war indessen auf den Boden gesprun-

gen und hackte mit Eifer in die Fleischstückchen, welche ihm der alte Freund zugeworfen hatte.

„So, jetzt ist's genug!" sprach der Koch weiter, „die Andern müssen auch etwas bekommen."

Er ging jener Durchfahrt zu, die in den Zwinger führte; der Rabe, welcher noch nicht zufrieden zu sein schien, hüpfte ihm quäkend nach, fast wie ein ungezogenes Kind, welches schreiend hinter der Mutter hereilt. In der Einfahrt befanden sich von einander entfernt zwei Bretterhäuschen, in dem einen hing an einer Kette ein Dachs, in dem andern ein Geier. Letzterer wurde schon durch dreißig Jahre am Hofe gepflegt. Während nun der Egenburger diesen Beiden das Futter vorwarf, umsprang ihn der Rabe von allen Seiten, hüpfte ihm auf die Schultern, auf den Kopf, so daß er alle Mühe anwenden mußte, sich dessen zu erwehren; um aber seiner doch los zu weeden, gestattete er ihm, ein Stück aus dem Gefäße zu schnappen, mit welchem der Diebische davon eilte.

„So, das Gefäß ist geleert; ihr scheint mir auch noch nicht zufrieden? Nun wartet, vielleicht schneiet es heute Wachteln vom Himmel, da würde es möglich sein, daß ihr noch zu einigen Bissen kommt, sonst aber glaub' ich schwerlich! Ei sieh, was liegt denn da Rothes mitten im Hofe — das ist ja ein

Pfeil! Alle Wetter! da ist noch einer, und dort der dritte, und drüben der vierte — vier rothe Pfeile, mein Gott! Roth bedeutet Blut — was soll das werden? Die Pfeile sind gewiß als ein Wahrzeichen vom Himmel gefallen; vier rothe Pfeile — viel Blut auf einmal — wem soll ich dies nur in der Eile verkünden? Ich hab's! ich geh zu Michel Beheim, der ist ein Dichter, er hat schon Manches ersonnen, er muß auch wissen, was die Pfeile zu bedeuten haben."

Mit diesen Worten eilte er fort —

Der herangebrochene Morgen fand in der Burg Alles munter. Beheim wollte eben sein Gemach verlassen, als der Egenburger hereintrat.

„Ein gutes Omen!" rief der Dichter, „mein erstes Begegniß ein Koch, es wird heute genug zu essen geben." —

„O ja, recht viel — aber was? Das ist die Frage! Ich glaube, wir werden wenig zu essen, aber viel zu verdauen bekommen; da seht her, diese vier rothen Pfeile sind heute Nacht vom Himmel gefallen, und ich habe sie jetzt gefunden."

Der Dichter betrachtete erstaunt die Geschosse, aber bald fielen ihm an dreien derselben die weißen Theile auf; er untersuchte, und das Räthsel war gelöst.

Die Neugierde des Egenburgers war aufs Höchste gestiegen.

„Seid doch so gut, Herr Beheim!“ bat er, „und theilt auch mir mit, was dies Alles zu bedeuten hat. Ich habe ja die Blutverkünder gefunden. Ist hier vielleicht der Name des Heiligen aufgezeichnet, welcher die Pfeile abgeschossen?“

„Wenn auch kein Heiliger,“ rief Beheim, „aber ein Frommer war's gewiß. Sagt Niemandem etwas von dem Funde, ich eile, die Nachricht den kaiserlichen Räthen mitzutheilen.“

Damit entfernte er sich eilig aus dem Gemache, und dem Koch blieb nichts Anderes übrig, als sich mit unbefriedigter Neugierde an sein Tagewerk zu begeben.

Eine lebhafte Geschäftigkeit nahm die Bewohner der Burg in Anspruch.

Es herrschte zwischen Groß und Klein, Alt und Jung, Mann und Frau eine solche Uebereinstimmung, eine solche bereitwillige Aufopferung, ein solch freundschaftliches Entgegenkommen, eine so rühmenswerthe Einigkeit, daß jeder Unterschied des Standes, was Thätigkeit und Handarbeiten anbelangte, völlig verschwunden war. Gab es schwere Büchsen zu überführen, in die Thürme zu schaffen; galt es, Wehren aufzuschütten, oder sonst harte Arbeiten zu verrichten, so griff Jeder zu, Graf und Ritter, Herr und Knecht! Manche an Arbeit ungewöhnte Hand sah man hier

mit Schaufel und Grabscheit beschäftiget, wenn schnell ein Aufwurf zu Stande kommen sollte; die Knaben schleppten die Erde in Handkörben fort, trugen vereint mit den Jungfrauen Wurfsteine zu den Mörsern und Büchsen, die Frauen halfen die Geschütze laden, und holten Holz, wenn es galt, die Schießlöcher zu blenden. Jeder wollte etwas thun, Niemand müßig sein; Einer suchte den Andern an Eifer zu überflügeln, und je schwerer die Vollendung eines Unternehmens, desto größer war die Freude derjenigen, welchen selbes gelang. Wie konnte es aber auch anders sein? Kaiser Friedrich, im gewöhnlichen Umgange als Familienvater einer der liebenswürdigsten Fürsten, befand sich gewissermaßen ganz unter den Seinen; er war überall, wo es Wichtiges zu thun gab, und half oft mit, wenn schwere Büchsen in die Thürme aufgezogen werden mußten.

Eine Scene.

Wir können nicht oft genug erinnern, daß alle diese Begebenheiten in Bezug auf die Belagerung und Vertheidigung der Burg historisch sind, selbst die geringfügigsten Kleinigkeiten, wie die z. B. im Beginne dieses Capitels geschilderte, nicht ausgenommen. Alle schon geschilderten und noch zu schildernden Scenen ins Auge gefaßt, geben unserem Leser ein treues Bild jener tapfern und herzlichen Ausdauer der Belagerten,

und liefern zugleich ein anschauliches Gemälde jener Zeiten und Sitten.

Es ist an demselben Vormittage.

Die Nachricht von dem Vornehmen der Wiener ist bereits in der Burg verbreitet; hier kann man Alles der Oeffentlichkeit preisgeben, hier sind keine Verräther zu befürchten; Alles war daher um so mehr ereifert, um bei den Vorbereitungen der Gegenmaßregeln thätig zu sein.

Der Tag ist heiter, in einer Ecke des Hofes befindet sich Michel Beheim; mit beiden Händen hält er einen Stößel umfaßt und stößt in einem großen Mörser, welcher ihm zwischen den Beinen steht, Pulver. Der Dichter trägt ein graues Wamms, einen schwarzen Gurt, braune Wadenstiefel, und eine dunkle, geschlitzte Pluderhose. Seinen Scheitel deckt ein eckiges Sammetbaret von jener Form, wie sie noch jetzt unter dem Namen „Doctor Faustkäppchen" bekannt sind. Diese Kopfbedeckung, welcher sich damals nur Doctoren und Gelehrte zu bedienen pflegten, stand mit dem übrigen kriegerischen Theile seiner Kleidung im lächerlichen Gegensatz; das beirrte aber den Dichter nicht, eben so wenig wie sein verworrenes, hinabgeringeltes Kopfhaar, das, den Belagerungsarbeiten zufolge, großen Mangel an gehöriger Pflege litt.

Das emsige Heben und Stoßen entpreßte dem Arbeitenden trotz des frostigen Novembervormittags große Schweißtropfen; der aufwirbelnde, feine Pulverstaub legt sich unter den Augen, um die Nasenöffnungen, den Mund, überhaupt an die feuchteren Theile an, und giebt durch die schwarze Schattirung dem Dichter ein höchst komisches Aussehen. Während der Arbeit kömmt der Kaiser herbei.

„Michel Beheim! was thut Ihr da?" fragte Friedrich.

„Durchlauchtigster Fürst!" erwiederte der Dichter, „ich stoße Kohlen, Schwefel und Salpeter, damit Pulver daraus wird. Wenn Grafen, Herren und Ritter überall Hand anlegen, so mag ich wahrhaftig nicht müßig bleiben!"

„Gieb her," sprach der Kaiser, „ich will's auch ein wenig versuchen, damit Du indessen wieder zu Athem kömmst!"

Er nahm hierauf dem Dichter den Stößel aus der Hand, stieß das Pulver immer kleiner, so daß es dem fertigen gleich kam, worauf er sich freundlich lächelnd wieder entfernte.

Beheim schüttete das bereitete Pulver zusammen, und übergab dasselbe dem Zeugmeister. — — —

In dem untern Theile des Thurmes, welcher dem Hause des Ebersdorfers gegenüber stand,

wurden ohne Unterlaß Steine aus den Mörsern geworfen.

Beheim eilte jetzt dahin, um von dem Zirkendorfer, welcher dort handthierte, eine andere Beschäftigung zu erhalten.

„Schon da, Meister Beheim?"

„Ja, Meister!"

„Ist das Pulver fertig?"

„Fix und fertig."

„Was wollt Ihr nun von mir?"

„Frische Arbeit!"

„Da, helft den Mörser laden!"

Der Dichter griff zu.

„Ist der Quaker schon wieder da?" rief Jakob Eiselein, welcher mit Beheim den Mörser bediente.

Jener Rabe, welchen der Egenburger am Morgen gefüttert hatte, war herein gehüpft, und stand, mit dem Schweife fächernd, auf dem Kessel.

„Das ist ein zudringlicher Schelm!" brummte der Zeugmeister, „aber 's ist ein kluges Thier, laßt ihn gewähren; 's ist ein treuer Gefährte unserer Leiden. Ist Alles fertig?"

„Ja!"

„Also in Gottes Namen abgebrannt!"

Alle entfernten sich vom Geschütze, der Rabe bleibt auf seinem Platze — der Mann mit der Zündruthe

kömmt — nun flattert auch der Vogel davon, kaum aber war der Schuß außen, husch, saß der Rabe wieder auf dem Mörser.

Nachdem er es durch mehrere Schüsse so gehalten, hüpfte er wieder in den Hof, zu einer andern Abtheilung, um sich dort einen neuen Zeitvertreib zu verschaffen. — — — — — — —

Die Nacht brach finster heran. In Berücksichtigung der erhaltenen Warnung wurden die Posten vervielfacht. In den Kellern sind Wachen aufgestellt, brennende Lampen sind in Bereitschaft, um überall schnell Fackeln anzuzünden. Auch der Graben ist besetzt, verschärfte Aufmerksamkeit wird Allen anempfohlen. Die Gewölbe werden erleuchtet und mit Mannschaft besetzt.

Es ist vor Mitternacht.

In jenem Theil des Grabens vor dem Widmerthore steht ein Posten, Budeck war sein Name. Er glaubt ein sehr schwaches Geräusch zu vernehmen. Er horcht, seine Vermuthung bestätigt sich. Rasch eilt er zum Thurm, und giebt diese Nachricht kund. In einer halben Stunde drauf stiegen die vier Edelherren Sebriach, Kunach, Preisingen und Spauer vom Walle, um sich über die Vermuthung des Postens Gewißheit zu verschaffen.

Die ersteren Beiden standen horchend neben einander.

„Ich glaube wirklich in der Erde arbeiten zu hören.“

„Mir däucht es auch so.“

„Wart', ich lege mich mit dem Ohr auf den Boden.“

„Und ich thu' dasselbe.“

„Alle Wetter!“ —

„Nur leise, sie arbeiten schon in unserer Nähe.“

„Wahrhaftig! die Maulwürfe haben sich schnell durchwühlt.“

„Nun schnell fort, die Andern sollen Pech, Schwefel, Pulver und sonstige Brennstoffe in Bereitschaft halten. Außerdem sollen sich zwanzig Bewaffnete seitwärts auf die Lauer legen. Vergiß nicht, auch Bretter, Pfosten und Balken in den Garten schleppen zu lassen.“

Siegmund von Sebriach eilte fort, der Kunacher blieb in der horchenden Lage auf dem Boden.

Je länger es währte, desto deutlicher vernahm man die Schläge ins Erdreich, sie kamen immer näher; ja, nach einer halben Stunde glaubte man schon leise Erschütterungen zu verspüren. Indessen kam Sebriach zurück.

Der Spauer und Preisingen hatten, der

Eine die Bewaffneten, der Andere die Leute mit den Zündstoffen übernommen.

„Ist Alles geschehen und in Bereitschaft?"

Es erfolgte eine bejahende Antwort.

Das Hacken kömmt immer näher — man kann schon den Umkreis bezeichnen, in welchem sie hervorzubrechen drohten — man hört jetzt deutlich, daß sie an der Erweiterung ihrer Mine arbeiten — später fangen sie wieder gegen vorwärts an.

Eine halbe Stunde verfließt. Das Erdreich des Bodens wird erschüttert, lockert sich auf.

Die beiden Edelherren ziehen sich sachte zurück.

Wieder verfließt eine halbe Stunde, plötzlich stehen drei Männer unweit von ihnen, die Oeffnung muß gangbar gemacht worden sein.

Ein Pfiff, die drei Feinde schrecken auf — die Bewaffneten stürzen herbei, doch die Finsterniß der Nacht begünstiget die Flucht — vergebens ist das Stechen mit Piken, Hacken, Spießen, Schwertern: die Andern waren fort.

„Nun schnell mit den Brennstoffen ins Loch und selbe angezündet!" befehligte der Kunach.

Der mitgebrachte Schwefel, das Pech, altes Bettzeug und Fetzwerk wurden angebrannt, und in das Loch, so tief als möglich, hineingestopft; so ließ man es brennen, damit Rauch und Dampf gegen vorwärts

dringe, und die Feinde aus dem Loche vertreibe, was für den Augenblick auch geschah. Unter diesen Arbeiten war der Tag angebrochen.

Das wachsame Auge der Belagerten blieb immer auf diese Oeffnung gerichtet, denn noch öfter erschien der Feind an derselben, sandte zahlreiche Pfeile heraus, um die Wachen zu verjagen. Diesen Neckereien wollte man endlich ein Ende machen.

Unter der Anführung des Jörg von Kunach begaben sich der Spauer, der Stadler und mehrere Andere in den Graben. Von Seite der Feinde erschienen Wilhelm von Tirstein, der Fankenreiter nebst mehreren Edlen. Von beiden Seiten begann ein heftiges Büchsenfeuer und Armbrustschießen; Klötze und Wurfsteine füllten die wenigen Pausen aus, so daß durch mehrere Stunden hindurch auf das Bitterste gestritten wurde. Der heftige Kampf ermüdete endlich die beiden Parteien, und aus der Oeffnung erscholl plötzlich der Ruf: „Haltet ein!"

Man leistete Folge.

„Was soll's geben?" fragte der Kunach.

„Wir bieten Euch eine Stunde Waffenstille an!" scholl die Stimme des Grafen von Tirstein herüber.

„Das kömmt uns gelegen," sprachen die Kaiserlichen unter einander, „indessen können wir unsere

Schützen wechseln, und neuen Schießbedarf holen."

„Wir sind einverstanden!" rief der Kunach zur Antwort.

Die beiden Anführer gingen auf einander zu, reichten sich die Hände, und sagten sich auf Ehrenwort „Ruhe und völlige Sicherheit" zu.

Beide Theile gaben sich nun der Freudigkeit hin.

Die Kaiserlichen begannen fröhliche Weisen zu singen, um die Andern glauben zu machen, daß sie sich recht wohl befänden; die Herzoglichen in der Mine thaten das Gleiche. Von hier und dort vernahm man liebliche Melodien, von Saitenspiel begleitet, und die Töne der so feindlich gesinnten Gegner flossen brüderlich zusammen und drangen, innig verschmolzen, in die Luft.

Die Frist des Waffenstillstandes war vorüber.

„Die Stunde ist verstrichen!" mahnte der Kunach hinüber.

„So bald schon? Nun denn, so wollen wir wieder beginnen. Habt Ihr Euch schon erholt?"

„Das will ich meinen!"

„Wir auch!" riefen die Herzoglichen, und begannen zu lachen.

„Was soll das Gelächter?"

„Wir haben Euch überlistet!"

„Wie so?"

„Wir boten Euch nur Waffenruhe an, weil unser Schießbedarf zu Ende war."

Jetzt war die Reihe zu lachen an den Kaiserlichen.

„Warum lacht Ihr?"

Der Kunach versetzte: „Weil uns auch dieselbe Ursache zum Stillstande bewog."

Nun lachten beide Theile zugleich, weil eine die andere überlistet zu haben glaubte, und es doch nicht der Fall war.

Der Kampf nahm wieder seinen Anfang und währte bis spät in die Nacht! — — — — —

Wenden wir unsere Blicke ins Außenland.

Das Bedrängniß des Kaisers in der Burg erregte bei allen Bessergesinnten die innigste Theilnahme.

Schon damals, als die Wiener ihrem Fürsten Eid und Gehorsam aufsagten, hatte Friedrich, ahnend, was geschehen dürfte, an seine auswärtigen Hauptleute und die treuen Städte geschrieben, und ihnen seine mißliche Lage auseinandergesetzt. Der kaiserliche Hauptmann Friedrich Zenger, welcher gerade in Wien anwesend war, eilte aus eigenem Antriebe in die nahe Neustadt, und setzte den Grafen

Ulrich von Schauenburg, Landeshauptmann zu Krain, die Ritter und Edlen von Weispriach, Hauptmann zu Forchtenstein, Flabnitz und Andreas Baumkircher von den Wiener Vorfallenheiten in Kenntniß. Gleich darauf langte wieder ein kaiserliches Schreiben an, in welchem ihnen die völlige Schmach ihres Fürsten kund wurde. Johann von Trinz, Pfleger zu Ort, verpflichtete sich, 1000 Gulden gleich, 2000 nach acht Tagen, und abermal 2000 in vierzehn Tagen zu erlegen, um den Sold anzuwerbender Truppen zu bestreiten. Auf solche Weise kam ein Bund zu Gunsten des Kaisers zu Stande, dessen Absicht dahin ging, die Wiener im Rücken anzugreifen, eine ihrer Vorstädte zu nehmen, und sie solcher Weise zu zwingen, von der Belagerung abzustehen.

Kaum 600 Mann stark rückte man vor, und langte in Moßbrunn an. Obwohl Herzog Albrecht damals die Wiener noch nicht verstärkt hatte, so war doch voraus zu sehen, daß man mit einer so geringen Macht nichts auswirken würde, daher wurde mit zwei in der Nähe streitenden Hauptleuten, Franz von Hag und Wazlaw Wultschko,*) welche bei 1600

*) Solcher fahrenden Hauptleute gab's damals, so wie auch später noch, viele. Wer sie bezahlte, dem standen sie m

Mann befehligten, unterhandelt; sie schienen bereit — als jedoch der entscheidende Augenblick kam, blieben sie aus und sandten den Kaiserlichen noch ihre Absagebriefe auf Mord und Brand.

Dem tapferen Hauptmanne Tabotschoßgy gelang es wohl, den Tabor außer der Donaubrücke durch List zu nehmen, allein Holzer mit 2000 Wienern zwang ihn, den festen Platz zu verlassen. Er that es nicht, ohne vorher den Tabor anzuzünden.

Da nun von der eigenen Schwäche kein Erfolg zu hoffen war, so wurde beschlossen, eine Botschaft an Georg von Podiebrad, den Böhmenkönig, zu senden, und ihm die Lage des Kaisers ans Herz zu legen. Andreas Baumkircher wurde dazu erwählt; mit einer Begleitung von 40 Reitern trat er die Reise nach Prag an.

Während dieser Zeit begannen sich aber die Bedrängnisse in der Burg von Stunde zu Stunde zu mehren; die nur auf kurze Zeit hinreichenden Vorräthe gingen zu Ende, Gerste und Erbsen machten noch die gewöhnliche Kost aus, und selbst hiervon erhielten fünf und auch sechs Männer so wenig, daß

---

ihren Söldnern zu Diensten. Wazlaw Wultschko ist derselbe, welcher auch in meinem Romane: „Wien vor 400 Jahren" handelnd auftritt.

kaum Einer genug gehabt hätte. Daß bei solch karger Vertheilung alles Eßbare hervorgesucht wurde, läßt sich leicht errathen. Das wenige Getreide, welches noch vorhanden war, wurde mit eigends aus Büchsensteinen verfertigten Handmühlen zermahlen; Kleien wurden zu Brod verbacken, aus gedörrtem Hafer bereitete man eine Art Brei. Der Hunger würzte auch diese Speisen. — — — — — — — — —

Der Winter lagerte sich mit aller Strenge übers Land. Schnee deckte die Gegend, eisige Winde wehten von dem Gebirge hernieder. Zwischen den Eisdecken, welche sich an beiden Ufern gebildet hatten, wälzte sich die Donau hin; die Auen in ihrer Nähe waren ausgestorben, die Bäume prangten im strahlenden Weiß, zu den Gefahren des Krieges waren nun auch die Beschwerden der Jahreszeit gekommen.

Das Gehöfte der Wittwe Katharina, im Sommer seiner einsamen Lage halber anziehend, bot nun einen schaurigen Aufenthalt dar. Es lag wie verödet da, und doch hausten in demselben die nämlichen Bewohner wie vordem.

Die Blinde, Simon und Johanna saßen bei einander in der Vorderstube. Jener unruhige Geist schien aus ihrer Mitte gewichen zu sein. Katharina, im Vollgenuß ihrer gelungenen Rache, schien nun kei-

nen Wunsch mehr zu hegen, und vollkommen ruhig zu sein. Simon hatte aus Vorsicht, seit Ellerbachs letztem Besuche, die Hütte nicht wieder verlassen, denn er fürchtete Gewalt von Seite des leidenschaftlichen Ritters; da jedoch seitdem Wochen verstrichen waren, in welchen die Sicherheit seiner Schwester nicht im Mindesten gefährdet wurde, so beruhigte er sich, und kam in Gedanken wieder auf seine Lieblingsidee, auf den „Schatz der Blinden" zurück. Zwei mächtige Leidenschaften kämpften nun ohne Unterlaß in seinem Herzen: die Gier nach dem Golde und die Liebe zu seiner Schwester. So lange Johanna anwesend war, konnte er der Verhaßten nicht entgegen treten, denn ein Wort der Schwester hätte ihn entwaffnet; das fürchtete er, und doch vermochte er auch den heftigen Wunsch nach dem Besitze des Schatzes nicht zu unterdrücken; denn daß Katharina einen solchen verborgen hatte, daran glaubte er nimmer zweifeln zu dürfen.

Was Johanna betraf, so lebte sie jetzt so ruhig, wie ehedem. Ihre Unschuld ließ sie von Allem, was vorgefallen war, nichts ahnen. Wenn sie in Bezug auf die beiden Besuche der Fremden, oder besser, über die sonderbare Weise ihrer Entfernung an Katharina eine Frage that, — denn zu ihrem Bruder besaß sie zu wenig Vertrauen, — so war es hinreichend, wenn ihr

die Blinde darüber zu schweigen befahl, und ihr die Beantwortung der Frage für die Zukunft verhieß. Zwischen diesen Beiden herrschte also noch immer jenes innige, zärtliche Verhältniß, wie es nur bei einer Tochter vorkommen kann, welche mit ganzer Seele an der Mutter hängt, während zwischen Katharina und Simon von ihrer Seite Mißtrauen, von der seinigen im Geheimen der Haß wucherte, was jedoch den äußeren Frieden nicht im Entferntesten störte.

Wir finden alle drei in der Vorderstube.

Es ist Abend, eine Lampe brennt auf dem Tische, im Kamin lodert eine helle Flamme. Johanna sitzt am Spinnrade, Simon ist mit dem Schärfen eines Holzbeils beschäftiget, die Blinde sitzt an der Seite des Mädchens. Außen pfeift der Nordwind, legt sich manchmal hörbar an die Fensterbalken, und wüthet ausgelassen zwischen den Bäumen des Gartens. Das Schnurren des Spinnrades, so wie das Geräusch des Schleifsteines füllten die Pausen aus, welche oft im Gespräche entstanden.

„Mütterchen! ich muß Euch an Etwas erinnern," begann Johanna.

„Und dieses wäre, meine Tochter?"

„An ein Versprechen, welches Ihr mir gegeben."

„Erkläre Dich deutlicher, ich weiß mich in dem Augenblick nicht zu entsinnen."

„Es war — wartet doch ein wenig — wann war es denn? Ja so, ganz richtig! es war vor dem Besuche des jungen Fremden, ich meine jenes schmucken —"

„Schon gut," unterbrach sie die Blinde, „ich weiß schon, welchen Du meinst."

„Also seht, vor jenem Besuche saßen wir an einem Abende beisammen; es war gerade trüb Wetter, und wir mußten in der Stube verweilen; damals bat ich Euch, uns ein Mährlein zu erzählen, wie Ihr es schon oft gethan: wißt Ihr? eines von jenen hübschen Geschichtchen, wie sie sich in früherer Zeit oft ereigneten, als die Ritter noch in das Land zogen, wo der Heiland geboren ward, um dort die Stätte zu erobern, in welcher sein Leib begraben liegt. Ihr habt mir aber damals die Bitte nicht gewährt, sondern auf den Winter vertröstet und gesprochen: Im Winter, wenn's außen recht stürmisch ist, und man im warmen Stübchen traulich bei einander sitzt, da erzählt sich so was viel leichter, und hört sich viel anmuthiger an. Fürwahr! Mütterchen, jetzt seh' ich es ein, Ihr hattet damals, so wie immer Recht. Nun ist es aber an der Zeit, Euer Versprechen zu erfüllen, denn es ist Winter, draußen stürmt es, und wir sind hier heimlich beisammen. Ihr werdet uns den langen Abend sehr angenehm kürzen."

„Ei sieh doch, ich wußte gar nicht, daß Du diese Geschichten so gerne anhörst."

„Wer wird denn das nicht?" rief die Jungfrau verwundert, „besonders, wenn es im Mährlein so kunter bunter hergeht. Wenn der Ritter, ein recht tapferer Held, sich im Walde verirrt, mit Ungeheuern zu kämpfen hat, und zuletzt sein Liebchen erlöst und frei't, und mit ihm unter Trompeten- und Paukenklang auf seiner Burg einzieht; wer wird denn solche Dinge nicht gern mit anhören? Drum geht, Mütterchen! erzählt uns eines."

„Ich weiß wahrhaftig für den Augenblick nicht, welches ich wählen soll."

„Das ist gleichviel, Mütterchen! nehmt dies oder jenes, lieber ist es mir freilich, wenn Ihr eines erzählt, welches mich nicht gar zu traurig macht."

„Und was sind denn das für Dinge, die Dich traurig stimmen?"

„Das ist, Mütterchen! wenn des Ritters Fräulein gar zu lang in Kerkersnacht schmachten muß, oder wenn der arme Ritter von dem bösen Geist in irgend einen Unhold verwandelt wird, aber am meisten kann es mich rühren, wenn sich die Liebenden am Ende nicht frei'n können, wenn er im Kampfe umkömmt, und sie in's Kloster geht; das, liebes Mütterchen! kann ich nun und nimmermehr leiden."

„Du bist kindisch, Johanna! Wie im Leben, so im Mährchen: es kann nicht immer Alles gut enden!"

„Aber das ist ja sehr traurig, wenn man sich liebt und nicht freien kann!" rief Johanna ereifert.

„Dies ist wahr, allein wer kann mit dem Schicksal hadern? Doch bleibt immer ein Trost für uns, daß der Himmel die Guten schützt und sie eher zum Ziele führt, als die Bösen."

„O, dann will ich immer gut und fromm bleiben!" rief Johanna innig, ohne zu ahnen, was sie mit diesen Worten in ihrer Unschuld verrieth.

Die Blinde lächelte und sprach: „Wir sind von unserem Mährlein ganz abgekommen. Hört mich an, ich will Euch etwas erzählen, was sich wirklich begeben hat. Ihr werdet kein Mährlein, sondern eine wahre Geschichte hören. Simon," wendete sie sich zu dem Häßlichen, „merke wohl auf, es wird in dieser Geschichte Manches vorkommen, was Dir über verschiedene Dinge Licht verschaffen wird, und Du, Johanna, magst Dich dieser Begebenheit noch oft erinnern, und aus ihr für die Zukunft heilsame Lehren ziehen. Es sind jetzt zwanzig Jahre, als im oberösterreichischen Lande ein Edelherr lebte. Er war mächtig an Land und Volk; sein Stammschloß war eines der festesten in der ganzen Gegend, kein Feind durfte sich schmeicheln, es überwunden zu haben.

Der Edelherr, seit Jahren schon Wittwer, hatte zwei erwachsene Kinder, einen Sohn, welcher seinen Stammbaum und Namen auf die Nachwelt fortzupflanzen bestimmt war, und eine Tochter. Daß dem Ersteren in dem Herzen des Vaters der Vorrang eingeräumt war, versteht sich wohl von selbst; doch hatte das Mädchen deshalb nicht Ursache zu klagen, die väterliche Brust war so reich an Liebe und Aufmerksamkeit, daß man die Bevorzugung des Bruders nicht leicht merken konnte.

Das Fräulein war herangewachsen; dem greisen Edelherrn lag daran, die Tochter, so lange er noch am Leben, einem würdigen Gatten zuzuführen; es fanden sich auch viele Freier ein, mochte sie die Schönheit des Fräuleins, oder die zu hoffende, reiche Aussteuer gelockt haben; allein Jeder wurde abgewiesen, das Fräulein vermochte zu Keinem von ihnen ein Herz zu fassen, und der Vater hatte sie zu lieb, um sie zu einer liebelosen Verbindung zu zwingen.

Diese zu große Güte des Edelherrn, seine zu langmüthige Geduld waren zum Theil Ursache an dem folgenden Unglücke des Fräuleins. Es war zur Zeit des Herbstes, Vater und Bruder waren abwesend, da sprachen zwei Fremde auf dem Schlosse ein. Der Sitte gemäß wurden sie gastfreundlich aufgenommen; das Fräulein, die Stelle der Wirthin einneh-

mend, mußte mit ihnen das Mahl theilen, und that dies um so lieber, da der Kleinere der Fremden, — denn sie waren Beide gleich jung, — ihre Aufmerksamkeit sehr auf sich zog, und vom ersten Augenblicke an ihr Herz sehr beunruhigte. Die Gäste reisten zwar am andern Tage wieder ab; allein das Bild des Einen blieb in dem Herzen des Fräuleins zurück. — In kurzer Zeit darauf sprachen die Fremden wieder auf dem Schlosse ein, und zwar abermals, als sich das Fräulein allein befand. Daß dies kein Zufall mehr sei, war ihr gleich klar, und sie freute sich dessen, denn ihre Theilnahme war die Zeit her immer wärmer und inniger geworden. Der Fremde näherte sich ihr nun, und wurde natürlich mit Zuvorkommenheit und Freundlichkeit behandelt.

Es bildete sich nun zwischen Beiden ein Einverständniß, der Fremde kam ihren Wünschen mit einer heftigen Leidenschaft, welche er für sie zu fühlen vorgab, entgegen, und das Fräulein glaubte nun den höchsten Wunsch ihres Lebens erreicht, nämlich: ein liebendes Herz gefunden zu haben. In dem ersten vertraulichen Gespräche entdeckte der Fremde dem Fräulein, daß er ein Edelherr aus der Steiermark, und daß sein Vater Einer der unversöhnlichsten Feinde ihres Vaters sei, weshalb seine Besuche vor der Hand ein Geheimniß bleiben müßten; deshalb fand er es

auch nicht mehr für rathsam, auf das Schloß zu kommen, sondern bat das Fräulein, einen Ort in der Nähe des Schlosses zu bestimmen, wo er sie von Zeit zu Zeit sprechen könne. — Wahre Liebe traut zu viel und ist unvorsichtig. Das war auch hier der Fall. Das Fräulein begab sich ahnungslos in die Gefahr.

In der Nähe des Schlosses, in der Entfernung von kaum einer halben Stunde, befand sich eine Hütte, in welcher ein altes Mütterchen, die ehemalige Amme und Wärterin des Fräuleins, wohnte; diese wurde mit in das Geheimniß gezogen, und gestattete die Zusammenkünfte in ihrem Häuse. Unter dem Vorwande, daß er nicht entdeckt werde, erschien der Geliebte des Fräuleins in verschiedenen Gestalten, bald als Knappe bald als Landmann verkappt, und wenn er nicht kommen konnte, so sandte er seinen Freund und Vertrauten, in dessen Gesellschaft er die ersten Male in der Burg eingesprochen hatte; und dieser mußte das Fräulein immer von den Ursachen seines Ausbleibens in Kenntniß setzen. Gewöhnlich fanden sich die Liebenden in jedem Monate einmal zusammen; daher kam es, daß ihr Geheimniß geborgen blieb, trotz dem, daß ihr Einverständniß schon durch zwei Jahre währte.

Das Fräulein zählte diese Zeit zu der glücklich-

sten ihres Lebens. In den Gedanken an den Geliebten verlebte sie die Tage, die Stunden; war er da, so entzückte sie seine Gegenwart, war er fort, so freute sie sich der Stunde, welche ihn ihr wieder zuführen würde. Dem äußeren Anscheine nach war die Leidenschaft des jungen Mannes viel heftiger als die ihre, allein sie fühlte inniger, heißer und wahrer. Die Liebe der jungen Leute war bisher rein und heilig geblieben, ihre Seelen waren vereint, und das Fräulein glaubte an die Treue und Biederkeit ihres Geliebten wie an sich selbst. Wohl drang sie öfters in ihn, er möge doch trachten, den Haß seines Vaters auszusöhnen; allein er gab immer vor, daß die Zeit hierzu noch nicht gekommen sei, und daß eine voreilige Entdeckung ihre Verbindung eher auflösen, als fester knüpfen würde.

Die Furcht vor einem solchen Unglücke machte das liebende Mädchen verstummen, sie hätte lieber Alles, als seine Liebe verloren.

Eines Nachmittags wurde sie heimlich in die bekannte Hütte geholt; sie glaubte den Geliebten zu treffen, allein es war nur dessen Vertrauter. Dieser entschuldigte das Ausbleiben des Freundes, indem er die Nachricht hinterbrachte, daß dieser krank darnieder liege. Wie heftig war nun das Fräulein erschrocken!

„Krank?“ rief sie aus, „mein Himmel! was ist ihm denn so plötzlich zugestoßen?“

„Ach!“ versetzte der Bote, „Ihr glaubt gar nicht, wie gefährlich er darnieder liegt.“

Eine furchtbare Angst bemächtigte sich der Armen. „Er, krank!“ klagte sie, „und ich muß ferne von ihm weilen, kann nicht um ihn sein, kann ihn nicht pflegen — nicht trösten —“

Sie vergoß heiße Thränen. Der Andere ließ sie eine Weile gewähren, dann sprach er: „Bei dieser herzlichen Theilnahme, welche Ihr meinem Freunde zollt, würde ich Unrecht thun, Euch die Ursache seiner Leiden zu verhehlen.“

„Sprecht, redet, ich bitte Euch darum!“

„Nun, so hört: Es ist kein körperlich Uebel, welches ihn ans Siegbett fesselt, denn dies würde bei einem jungen Manne wohl nicht so schwer zu heilen sein; es ist vielmehr ein gefährlich Seelenleiden, eine Herzenswunde, welche nicht so leicht zu bannen ist. Und die Ursache davon — seid Ihr!“

„Ich?“ rief das Fräulein, eben so erstaunt als erschrocken.

„Ihr wißt,“ fuhr der Andere beweisend fort, „daß mein Freund Euch mit ganzer Seele zugethan, daß er an Euch hängt, wie an seinem eigenen Leben. Ihr wißt, daß er Alles aufbieten würde, Euch als

Gatte anzugehören, wenn dies im Bereich der Möglichkeit läge, und daß nur die festeste Ueberzeugung, seiner Sache mehr zu schaden als zu nützen, ihn für jetzt von jedem entscheidenden Schritte zurück hält. Bei dem Allen lebt doch in seiner Seele nur ein Verlangen, nur ein Wunsch, und dieser ist, daß Ihr ihm ganz angehören möget. Denkt Euch nur, ein liebendes, leidenschaftliches Herz, mit ganzer Seele an dem Gegenstande seiner Liebe hangend, und dann das Bewußtsein, daß für den Augenblick an keine Vereinigung zu denken: muß bei einem solchen Seelenschmerze nicht der kräftigste Körper unterliegen?"

Das Fräulein verstand den Sprecher nicht, aber soviel glaubte sie zu erkennen, daß das Leben des Geliebten durch ein Seelenübel gefährdet sei; deshalb dachte sie für den Augenblick auch nur daran, wie ihm geholfen werden könne. Sie sprach unter ängstlichem Herzklopfen: „Mein Gott, Du weißt, daß, wenn ich auch Schuld an seiner Krankheit trage, es ohne mein Wollen geschah. Er, der mich immer auf die Zukunft vertröstet, ist nun selbst dem Schmerze der Gegenwart erlegen; ach, wenn er nur noch Monden —"

„Monden?" rief der Bote, „da habt Ihr ihn schon längst verloren, durch so lange Zeit erträgt er den Schmerz nicht."

„O mein Himmel! verloren — ich ihn verlieren! — Mich schwindelt schon bei dem Gedanken ein tiefer Abgrund an. Nein — ich kann ihn nicht verlieren, den ich so heftig liebe, der mir so theuer ist! Hat der Himmel uns einander finden lassen, damit wir uns wieder verlieren sollen? Gewiß nicht! Der Himmel trennt die nicht, die sich so lieben, das thun nur Menschen, und für Menschen ist unsre Liebe ein Geheimniß. Es muß also ein Mittel geben, seinen Leiden abzuhelfen —"

„Es giebt eines," unterbrach der Freund des Geliebten den heftigen Erguß ihrer Leidenschaft.

„Ich wußt' es ja!" rief das Fräulein vor Freude unter Thränen lachend, „nur schnell, laßt hören, damit wir es ergreifen. Ist es ein heilsam Kraut, das ich um Mitternacht zu holen habe, oder soll ich —"

„Nichts von dem Allen, Fräulein! Ihr seid auf einer ganz falschen Fährte. Die Ursache seines Leidens ist die Liebe. Nicht wahr?"

„Ja!"

„Und wißt Ihr, wie man Liebe heilt? Ihr scheint es nicht zu wissen? Ich will es Euch sagen: Liebe heilt man nur mit Liebe!"

„Ich verstehe Euch wahrlich nicht —"

„Ihr sollt mich gleich verstehen; rückt doch ein

wenig näher zu mir, ich will Euch den Sinn meiner Worte deuten."

Das Fräulein that nach seinem Wunsche und war der Rede begierig, die nun kommen sollte."

Die Erzählerin hielt inne.

Simon sah finster vor sich hin.

Johanna's Neugierde verrieth sich in den Blicken.

Außen am Thore vernimmt man ein heftiges Pochen.

Die Frauen stutzen; Simon, von einer bösen Ahnung erfaßt, springt vom Sitz.

Er horcht. — Eine Weile bleibt es stille. — Bald darauf dasselbe Pochen.

Die Frauen wollen sich erheben.

„Bleibt ruhig!" heischt er ihnen gebieterisch zu und eilt aus der Stube.

Leise schlich er zum Thore. Außen hörte man mehrere Männerstimmen.

„Wir sprengen das Thor!"

„Wozu Gewalt, so lange sie nicht unumgänglich nothwendig wird! Wir werden das Mädchen schon heraus bekommen!"

Simon hatte genug gehört. Er eilt zurück.

Außen am Thore pocht es zum dritten Male; dazu erschollen mehrere gebieterische Stimmen, welche zu öffnen befahlen.

Mit glühenden Blicken, kochender Brust stürzt der Häßliche in die Stube — was er gefürchtet, ist eingetroffen.

Die beiden Frauen halten sich ängstlich umfaßt, wüthend stürzt Simon auf die Blinde los: „Elende!“ schrie er, „das ist Dein Werk!“ — Dabei schwenkt er das Beil, Johanna wirft sich ihm entgegen, er taumelt zurück — in demselben Augenblicke durchdringt ihn der Gedanke der Flucht. — „Johanna!“ rief er, „wir müssen fliehen. Ich eile voraus in die rückwärtige Stube, von dort in den Garten —“

Er stürzte dahin, öffnete leise das Fenster, auch vor demselben standen Bewaffnete.

„Weh' uns! sie haben das Gehöfte umringt!“

Am Thore hört man poltern, pochen, um mit gewaltigen Stößen das Thor einzurennen.

Wie ein angegriffener Eber, dem jede Flucht abgeschnitten ist, und der sich doch nicht ergeben will, stürzt Simon wieder in die Vorstube, die Schwester hält die Blinde umfaßt. Der Häßliche reißt das Mädchen an sich. „Thörin!“ ruft er, „was klammerst Du Dich an sie? Was immer geschehen mag, Alles ist ihr Werk! Hierher komm, jede Flucht ist abgeschnitten, ich werde Dich schützen, ich werde Dich retten!“

Mit fester Hand hält er das Mädchen umschlungen. —

„Johanna — meine Tochter — verlaß mich nicht!" schrie die Blinde.

Die Jungfrau will zu ihr. Der Bruder hält sie mit Gewalt.

Die Blinde nähert sich, Simon stößt sie mit dem Beil zurück. Die Thüre geht auf, Bewaffnete dringen herein.

„Zurück!" ruft der Häßliche, mit der Rechten verzweiflungsvoll das Beil schwingend, und mit der Linken die Schwester haltend.

Ein Hohngelächter der Eingedrungenen ist die Antwort auf die Drohung.

Simon zitterte vor Angst um die Schwester, und vor Wuth, sich von solcher Uebermacht angegriffen zu sehen. Er war schrecklich anzuschauen. Das sprühende Auge, die schäumenden Lippen, die verzerrten Züge, das sträubende Haar, es war ein gräulich Bild!

„Du bist ja der Kobold," sprach der Vorderste der Bewaffneten, „der Bruder dieses Mädchens? Treib' keine Possen und laß das Mädchen ledig. Wir wollen nur sie und sonst nichts. Es soll ihr kein Leid geschehen."

„Ihr wollt nur sie?" rief Simon, und ein

Gedanke durchblitzte seine Seele, er läßt das Beil fallen, reißt seinen Dolch aus der Brust und ruft: „Wohlan! Ihr sollt sie haben, aber nicht lebend!"

Ein Schrei der beiden Frauen erschüttert die Stube. Die Bewaffneten stutzen.

„Halt ein!" ruft der Anführer.

„Keinen Schritt!" rief Simon, „oder mein Stahl senkt sich in die lebenswarme Brust der Schwester."

Die Anderen weichen zurück. An ihren verlegenen Mienen erkennt man das Mißliche ihrer Lage.

„Rasender! Du willst sie morden?"

„Besser todt als entehrt!"

Namenlose Angst, daß die Räuber ihn doch zu diesem furchtbaren Mittel, Johanna zu retten, treiben könnten, durchwühlte in diesen schrecklichen Augenblicken Simons Brust.

„Laß sie ledig!"

„Nun und nimmermehr!"

„Nun wohlan! wir wollen unterhandeln!"

Das Fenster im Rücken Simons öffnet sich.

„Ich will mit Euch nicht unterhandeln— "

„Du stehst dem Glücke des Mädchens im Wege!"

Bei dem offenen Fenster steigt sachte ein Mann herein.

„Simon!" schreit die Jungfrau auf, welche Jenen bemerkt hatte.

Der Häßliche hält die Bewaffneten im Auge, wie die Schlange ihre Beute; er weiß sich daher den Schrei der Schwester nicht zu deuten, und murmelt: „Nur ruhig Johanna! so nur kannst Du gerettet werden."

In demselben Augenblicke springt der Mann vom Fenster auf Simon los, reißt ihm den Dolch aus der Hand, — Johanna kreischt auf, die Bewaffneten stoßen ein Hohngelächter aus, fallen über den Häßlichen her, — das Mädchen wird festgenommen — Simon und Katharina geknebelt; — der Häßliche brüllt fürchterlich — die Blinde ächzt, die Räuber enteilen mit ihrer Beute.

Der Hülferuf der Jungfrau verscholl immer mehr und mehr, um das Gehöfte wurde es still — nur das schwere Athmen der Geknebelten wird gehört.

Simon schäumt vor Wuth, mit riesiger Kraft dehnt er die Glieder, um die Bande zu sprengen; vergebens! sie leisten Widerstand. Katharina, in einiger Entfernung von ihm, ebenfalls auf dem Boden liegend, hört seine Bewegungen. „Mein Himmel!" stöhnte sie, „errette uns!"

„Fahr' zur Hölle Schlange!" schrie der Häß-

liche, „o nur einen Augenblick frei, daß ich Dich erwürgen könnte!"

Von außen dringt durch das offene Fenster Rauch herein.

„Woher kommt der Rauch?" ruft Simon plötzlich aus.

„Was siehst Du?" rief die Blinde.

Beide sind einen Augenblick ganz still. Dann hört man's krachen und prasseln.

„Allmächtiger Gott!" schrie Katharina, „was ist das? Woher dies Geräusch?"

Keine Antwort. —

Tageshelle bricht ins Gemach.

„Wehe uns!" brüllte jetzt Simon auf, „die Hütte steht in Flammen!" — —

— Es war ein fürchterlicher Augenblick! —

„Hülfe! — Rettung!" schrieen Beide zugleich —

Es ist wieder still — das Prasseln des lodernden Schindeldaches wird immer lauter, Feuerröthe durchströmt die Nacht.

„Mein Himmel — Gott — Vater — heilige Mutter Gottes! errette mich!" jammerte die Blinde, welche von dem ganzen Schauspiele nichts sah, was für sie nur um so gräßlicher war.

Jetzt brach Simon in ein sardonisches Lachen aus: „Mutter Katharina! siehst Du Dein Werk? —

Wir werden selbander den Flammentod sterben, Du und ich; — Du, die Herrin, und ich der treue Knecht! Johanna ist entführt — Fluch Dir — ich werde von den Flammen verzehrt — Fluch Dir — meine Schwester wird entehrt — dreimal Fluch Dir — dieser mein Segen begleite Dich zur Hölle — giftige Schlange, Satan, Mörderin!"

Er schwieg.

Eine fürchterliche Röthe fällt ins Gemach — die Fensterscheiben springen — Rauch dringt durch alle Fugen — ein warmer Wind streicht durch die Stube und fegt den Rauch fort.

„Hülfe! meine Sinne schwinden!" jammert die Blinde.

„Viel zu früh, Mutter Katharina!" fuhr Simon in seiner früheren Weise fort, „nur noch einige Minuten — Du bist blind — kannst das herrliche Schauspiel nicht sehen — wart', mein treues Mütterchen! ich will Dein Dolmetsch sein!" —

Es war, als ob der Wahnsinn aus ihm spräche; er rief: „Sieh Mütterchen! — die Stube ist roth erleuchtet — hörst Du's prasseln und brachen? Der Rauch zieht durch, es wird immer heißer — die Flammen beginnen schon an der Fensterbrüstung zu züngeln — horch — jetzt kracht es — ein Balken des Daches stürzt — glühender Dampf wälzt sich an den

Fenstern vorüber — über Deinem Haupte flammt die Decke — an Deiner Seite glimmt der Tisch — neben Dir rauchen schon die Dielen — Katharina — horch — es kracht wieder — die Decke ist durchgeschlagen — Dampf — Feuerregen — Weh!" — —

Männer dringen in die Stube — stürzen auf die Geknebelten zu — tragen sie ins Freie, kalte Nachtluft umfängt sie — die Bande werden gelöst — sie kommen zu sich — das Leben kehrt zurück — Simon schlägt die Augen auf. — Es ist hell — in der Nähe das noch immer lodernde Gehöfte — er sieht sich um, auch die Blinde ist gerettet.

Sein Blick fällt auf eine Dame, es ist — Juliane — die Gattin des Edlen von Ellerbach!



Vierte Abtheilung.

Siebentes Capitel.

Es war um die Mittagsstunde.

Der kaiserliche Koch Philipp Egenburger stand traurig vor der Küche. Michel Beheim geht gerade vorüber.

„Warum so kopfhängerisch, Meister Egenburger?“ fragte der Dichter.

„Mit der Meisterschaft ist's aus,“ klagte der Andere, „denn wo keine Arbeit, da ist kein Gewerbe, und wo kein Gewerbe, da kann auch kein Meister sein. Ich möchte nur wissen, zu was Ende mich der liebe Herrgott noch leben läßt, wenn er uns nichts zu kochen schicken will. Um ein Paar Erbsen weich zu sieden, wahrlich! dazu braucht man gerade nicht Köche auf die Welt zu setzen.“

Beheim's Aeußere verrieth auch kein Wohlleben. Er war ebenfalls sehr niedergeschlagen, sein matter

Blick und der etwas schwächere Ton zeugten von Mangel und Entbehrnissen physischer Bedürfnisse.

„Ach, mein werther Meister!“ seufzte er, „gut zu kochen, so lange die Kammern von Vorräthen strotzen, das ist löblich, jedoch keine Kunst; aber jetzt, wo Alles leer ist, so wie der Klingelbeutel von der Vesper, jetzt müßt Ihr gut kochen; dann verdient Ihr, kaiserlicher Küchenherr zu sein.

Der Egenburger lächelte bitter und antwortete:

„Ja mein lieber Herr Poet, das ist Alles vergebens! Wo nichts ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren!“

„Gut gesprochen,“ erwiederte Beheim, „sieht man kein Roß in der Näh' und in der Weiten, so muß man seiner Mutter Fohlen reiten.“

„Das heißt?“ fragte der Koch, welcher diese Anspielung nicht recht verstand.

„Das heißt,“ entgegnete der Dichter erklärend, „wer keine Haare hat auf'm Kopf, hat bald gekämmet sein Schopf!“

„Jetzt verstehe ich Euch,“ versetzte der Egenburger, „Ihr meint, so war's von je, so ist's auch heuer, wer nichts zu kochen hat, erspart das Feuer.“

„Richtig, ehrsamer Küchenherr! Das hab' ich gemeint. Man sieht es doch gleich, daß Ihr der Ab-

kömmling eines Koches seid, so wie Eure Söhne auch schon wieder in der Küchenluft ihr Element gefunden. O, ich weiß es: kein Löw aus einer Katze wird, nur junge Kätzlein sie gebiert."

„Ich verzeih' Euch vom Herzen Eure Späßchen," sprach der Egenburger mit Resignation, „ich seh' es ja deutlich, der Hunger hat Euch bissig gemacht. Seid doch so gut, und dichtet mir ein Lied, welches heißen soll: Wie sich Michel Beheim in dem Hunger hielt."

„Sollt es haben, so wahr wir Beide kaiserliche Diener sind! Ihr der Koch, ich der Poet.*) Aber was nützt mir Eure Kunst? Nichts! Da lob ich mir den Christoph von Mörsberg. Er übte an uns ein barmherzig Werk; so lange er hatte, hatten auch wir was. Da ist der Doctor Rotlich, der Quas, ich und Mehrere, wir aßen an einem Tische, das heißt so lange uns Christoph etwas zu essen gab, es war freilich nur ein Stückchen Brod, aber es war doch Etwas; nun aber ist auch dieses Etwas zu Ende gegangen, und wir sitzen zwar auch noch an demselben Tische, aber nicht um zu essen, sondern um zu hungern. Ach, mein lieber Meister Egenburger!

---

*) Im Buche von den Wienern findet sich auch wirklich ein Capitel mit dieser Ueberschrift.

wenn's nicht bald anders wird, so werden uns die Wiener das Essen ganz abgewöhnen; mein Magen ist ohnedies schon an der Zeit so irre geworden, daß er jede Stunde für die Mittagsstunde hält und zu rumoren beginnt."

„Es geht uns Allen so, vom Kaiser angefangen bis zum letzten Soldmann herab. Da seht her, zwei Töpfchen stehen da ganz armselig am Feuer, was in dem einen brodelt, werdet Ihr leicht errathen, es sind Erbsen; aber was in dem andern steckt, ich setze meinen Kopf gegen jenen des Holzer — der Herr vergebe mir meine Sünden! —Ihr errathet es nicht."

Als Beheim seine Neugierde bezeugte, fuhr der Egenburger fort:

„Wahrhaftig! mir thut das Herz weh, wenn ich daran denke; ich könnte weinen wie ein Kind. Es war nur ein Thier, aber Du mein Himmel! ein Thier, welches man so lange um sich sah, gewinnt man auch lieb, und ich glaube keine Sünde zu begehen, wenn ich sage, das Thier hab' ich recht lieb gehabt. Ihr werdet staunen, wenn ich es Euch erzählen werde. Der Geier —"

„Du lieber Himmel!" rief Beheim, „Ihr habt doch nicht den alten Geier geschlachtet?"

„Ja, das ist geschehen. Die Noth ist da, was soll man thun? Dreißig Jahre wurde der Vogel ge-

pflegt, und nun — doch ich mag nicht daran denken; Ihr hättet nur sehen sollen, als ich ihm mit dem Messer an den Hals ging, da rührte er sich nicht, er mochte gar nicht glauben, daß ihm von mir, der ihn so lang gepflegt, etwas Böses widerfahren könne; als er aber den Schnitt — nein, ich mag gar nicht daran denken — als er den Schnitt verspürte, da sah er mich mit einem Blicke an, mit einem solchen wehmüthigen Blicke—"

„Der Geier?"

„Ja, der Geier! O, ich sage Euch, ich mag gar nicht dran denken."

„Und nun kocht er in jenem Töpfchen?"

„Nur einige Theilchen, denn mit solchem Leckerbissen muß man sparsam sein!"

„O das glaub' ich! Dreißigjährige Geier sind nicht täglich zu bekommen. Doch sagt mir einmal, wie lange siedet dieser Leckerbissen schon?"

„Seit heute früh!"

„So? Nun in diesem Falle, glaube ich, werdet Ihr nicht eher zur Tafel gehen können, als bis der Herr Professor Haselbach mit seiner Erklärung des zweiten Capitels Jeremiä fertig sein wird. Zu dem ersten hat er, wie Ihr wißt, nur 22 Jahre gebraucht."

Ein Edelknabe, der Sohn des Mörsberg, kam herbei.

„Wen suchst, Puerlein?“ fragte der Dichter.

„Euch, Herr Beheim! Ihr möget um die vierte Nachmittagsstunde zur gnädigen Frau Kaiserin singen kommen.“

„Schon gut, mein Junge!“

Der Knabe entfernte sich.

„Das wird ein schöner Gesang werden,“ lächelte der Dichter, „ich habe wohl gehört, daß man vor Hunger heulen, aber nicht, daß man vor Hunger singen kann.“

„Ich glaube, diesem Verlangen wird eine ganz andere Ursache zu Grunde liegen.“

„Und welche sollte dies sein?“

„Seht, die Frau Kaiserin weiß im Voraus, wie schmal heute die Tafel bestellt sein wird. Sie verlangt daher nach Euch, weil sie weiß, daß nach Eurem Singen Niemanden mehr zu essen gelüstet.“

„Ihr seid ein feiner Küchenherr, Meister Egenburger! Behüte Euch der Himmel, er möge Euern Geier bald weich werden lassen!“

Sie schieden.

Beheim begab sich in das Thurmgemach, wo sich auch seine übrigen Tischgenossen befanden; aber für heute gab es nichts zu beißen und nichts zu brechen.

„Wahrhaftig!“ sagte Quas, „die Söldner fan-

gen schon an, sich über Hunde und Katzen herzumachen; wir wollen's auch nicht verschmähen; was mir von nun in den Weg kömmt, ist meine Beute; ich mache es so, wie der Rattinger gestern."

„Was hat der Schelm gethan?" fragte Einer.

„Ihr wißt, selbiger Knecht ist ein munterer Vogel, der viel auf's Essen hält, welchem daher der Hunger ein um so unwillkommnerer Gast ist; es ist ja eine alte Sache: wer gern viel ißt, thut nicht gern viel fasten! So ist's auch bei dem Rattinger. Gestern geht der kleine Kronprinz Max in der Nähe der Kapelle mit einem Stückchen Brod in der Hand. Der Knecht ersieht dies, der Hunger bezwingt ihn, er sieht um sich, der Knabe ist allein, er eilt auf ihn zu, reißt ihm das Brod aus der Hand, und ruft: „O tausend Dank! mein frommes Fürstlein, daß Ihr mich in meinen höchsten Nöthen stärkt!" und lief davon. — Der kleine Prinz schrie freilich: „Brod nehme — mein Brod nehme!" aber das half Alles nichts, der Rattinger hatte es schon unters Dach gebracht. Er bedauerte nur, daß es nicht wenigstens dreimal so viel gewesen."

„So was sieht dem Lurer ganz gleich," sprach Beheim, „doch Freunde, lasset die Schnurren bei Seite, und trachtet, daß wir nur Etwas bekommen, um den Hunger zu stillen, sonst wahrhaftig! weiß ich nicht,

wie die Sache enden wird. Ich muß Nachmittags zur Frau Kaiserin, um dort zu singen, und ich möchte beim Himmel! nicht, daß sie mir den Mangel an den Augen ansehe, das würde die gute Frau sehr kränken."

Die bestimmte Stunde erschien.

Eleonore befand sich in jener, nahe bei der Kapelle gelegenen Stube, in welche sie sich vor den Kugeln der Wiener hatte flüchten müssen. Frau Elsbeth Pelndorfer, ihre Hofmeisterin, deren Tochter Martha und noch einige Hoffräulein befanden sich bei ihr. Die Damen waren alle mit Handarbeiten beschäftiget, nur die Kaiserin las in einem Buche, welches, ihrer andächtigen Miene nach zu schließen, ein Erbauungsbuch sein mochte. In der Stube war's still, es begann sogar schon zu dunkeln, denn der Winternachmittag war vorgerückt, und die Lage der Stube und deren Fenster war solcher Art, daß ohnedies kein bedeutender Lichtstrom hereinfließen konnte. Eleonore schloß daher das Buch, und dies war das Zeichen, daß auch die Damen, dem Beispiele der Herrin folgend, die Arbeiten aus den Händen legten.

„Schon vier Uhr?"

„Noch nicht, gnädigste Frau," versetzte die Hofmeisterin, „aber der Stundenschlag dürfte nicht mehr ferne sein."

„Befehlt Ihr, gnädigste Frau! daß die Fräulein — "

„Nein, nein, sie sollen noch verweilen; ich wünsche sogar, daß noch einige von den abwesenden hierher beschieden werden. Ich habe für den heutigen Abend einen kleinen Zeitvertreib ersonnen."

Ein Fräulein entfernte sich, den Wunsch der Gebieterin zu vollziehen.

„Die Fräulein freuen sich der Nachricht," fuhr die Kaiserin fort, „ich merke es an Ihren Mienen, an ihren Blicken; es soll mir lieb sein, Ihnen, wenn auch nur eine kurzweilige Stunde in diesen harten, düsteren Tagen zu verschaffen. Was meinst Du wohl, meine liebe Martha!" wandte sie sich an die Tochter der Hofmeisterin, „welcher Art soll der Zeitvertreib sein, den ich uns bereitet habe?"

„Vielleicht ein kleines Spiel, gnädigste Frau!" versetzte die Gefragte schüchtern.

„O nein!"

„Oder einen Tanz?"

„Bewahre! liebes Kind," rief Eleonore lächelnd, „spielen, tanzen — wo denkst Du hin? Da muß man sich viel zu viel bewegen, und das müssen wir zu vermeiden trachten; denn Bewegung schafft Hunger, und an diesem leiden wir keinen Mangel. Nun denn, ich sehe schon, Du errathest es nicht, ich will Dir

zu Hülfe kommen. Ich habe unseren Meistersänger Beheim hierher beschieden, daß er uns durch seinen Gesang ergötzen soll. Wäre Euch vielleicht Spiel und Tanz lieber gewesen?" wandte sie sich zu den Uebrigen.

„O nein, gnädigste Frau," riefen Mehrere zugleich, und die Steinacher setzte hinzu: „Der Beheim versteht wunderhübsche Geschichten im Liede zu erzählen, ich habe ihn schon oft singen hören."

Der Dichter trat mit den beschiedenen Fräuleins fast zu gleicher Zeit ein. Er war sorgfältiger gekleidet, sein Haar gesalbt und geringelt, sein Bart gepflegt; jetzt erst, als die weiße Krause um seinen Hals lag, stach die Blässe seines Antlitzes merklicher hervor. Am Arme trug er sein Saitenspiel.

Die Kaiserin empfing den Dichter freundlich. Da der Raum der Stube klein war, so wurde die Kammerthüre geöffnet, die meisten der Fräulein nahmen in derselben ihre Sitze; auch der Dichter mußte sich niederlassen. Die Lampen wurden angezündet.

„Ihr habt vielleicht, werther Meister!" begann die Kaiserin, „es außergewöhnlich gefunden, daß es mich jetzt in dieser Zeit noch nach Gesang und Saitenspiel gelüste, nicht wahr?"

„Nein, meine durchlauchtigste Fürstin!" antwortete der Dichter, „das hab' ich nicht. Wie konnt' ich

auch? Ich würde mich, wär' dies wirklich der Fall gewesen, nur an meiner eigenen Kunst versündiget haben; ich würde ihren wahren Werth nur verkennen müssen. Saitenspiel und Gesang erheitern den Sinn, erheben das Gemüth, erweitern die Brust, und versetzen uns in ein glückliches Traumland, welches uns die Wirklichkeit selten zu bieten vermag; und wann bedarf der Mensch aller dieser Dinge mehr, als wenn das Geschick harte Tage über sein Haupt herauf beschworen? Am Tage bemerkt man den Schimmer eines Sternes nicht, aber in dunkler Nacht, o, da thut er wohl! — Wenn das Leben uns mit Freuden umwoben, da bedarf's des Gesanges nicht, da jubelt es ohnedies in jeder Brust, da ist jeder Mensch sein eigener Meistersänger, in jedem Herzen klingt ein Saitenspiel, und jede Seele haucht tausend und tausend Lieder aus; aber wenn die Freude uns den Rücken kehrt, wenn unser Leben sich umnachtet, wenn unsere Umgebung zu Eis erstarrt, da schwindet der Frohsinn, der Muth; immer enger wird der Kreis der Gedanken; wie eine Schnecke in ihr Haus, so ziehen sich die Gefühle in die Brust zurück; da ist die Meisterschaft der Menge hin, da findet der Nichtsänger keinen Laut, keinen Ton mehr in seiner Kehle, und da erst glänzt die Kunst in ihrem wahren Lichte; da erst sieht man, wem der Himmel des Gesanges Gabe hat verliehen, da erst

erkennt man den Werth des echten Sängers, sein Talent, seinen Beruf, seine Meisterschaft! Es ist gewiß — Glück und Freude haben noch wenig Dichter gemacht, der rechte Sänger wird daher auch in Glück und Freude nie erkannt."

Die Kaiserin schüttelte ungläubig das schöne Haupt. „Ich bin nicht Eurer Meinung" entgegnete sie sanft, „ich kann es unmöglich glauben, daß der Himmel eine so schöne Kunst geschaffen hätte, um ihren Werth erst im Kummer und Trübsinn erproben zu lassen; eine Kunst, in deren Hallen Niemand sollte treten können, dem das Leben Glück und Freude geboten? Wer möchte dann Dichter sein?"

„Wer es möchte? Hier, meine gnädigste Fürstin, ist von mögen nicht die Rede, sondern von müssen. Wem der Himmel den Funken in die Brust gesenkt, den treibt, den hebt, den drängt es hin zum Sang, er mag wollen oder nicht, er muß dichten. Ob früh oder spät im Leben, einmal bricht der Geist hervor, und entfaltet, je länger er gefesselt war, um so herrlicher seine Blüthen. Würde bei einer Kunst dem Willen solche Herrschaft eingeräumt, dann könnte man Künstler werden, so wie man Gewerbsmann wird, und was man jetzt göttlich nennt, und hoch bewundert, das bliebe dann unbeachtet in der Alltäglichkeit liegen."

Ein Diener trat in die Stube, brachte einen Becher mit Wein, und stellte ihn vor den Dichter hin. Die Kaiserin lächelte über die Ueberraschung und Verlegenheit Beheim's. „Ich weiß," sprach sie freundlich, „Ihr habt des Labetrunkes schon lange entbehrt; laßt Euch die geringe Gabe munden, es ist Weniges von dem Wenigen, was im ganzen Schlosse nur ich allein besitze."

Beheim nahm gerührt den Becher zur Hand und sprach: „Ich werde die Gnade nie vergessen, mit welcher Ihr mich, durchlauchtigste Frau! überhäuft. Noch in späten Jahren werde ich mich rühmen, von der schönsten Kaiserin mit solcher Huld empfangen worden zu sein."

Er trank.

„Nun?" fragte Elenore lächelnd, „findet Ihr das Getränk süß und geistig genug?"

„Es ist hispanisch Blut!" entgegnete der Dichter.

„Ei, wie Ihr den Wein gleich kennt."

„Wer wird solch edlen Labetrunk nicht kennen?"

„Nun, wird er wohl im Stande sein, Eure Begeisterung zu wecken?"

„Der Sänger," erwiederte Beheim, „den die Gegenwart einer solchen Fürstin nicht begeistert, der möge nur getrost sein Saitenspiel unter Schloß und Riegel sperren, denn er verdient den Namen nicht."

„Nun wohlan! so laßt uns Etwas hören. Ich habe vernommen, Ihr dichtet jetzt ein Buch von den Wienern, welches man sprechen kann, wie einen Spruch, jedoch auch singen wie ein Lied —; ich bin neugierig, aus demselben Etwas zu vernehmen."

„Ihr befehlt es, gnädigste Fürstin! und ich gehorche. Doch gestattet mir im Voraus zu erinnern, daß jenes Buch keine Dichtung, sondern Geschichte ist, daß in demselben daher die Wahrheit und nicht die Phantasie thätig gewesen; es ist ein einfach Reimwerk, das wohl geeignet sein wird, die Begebenheiten unserer Tage der Nachwelt bekannt zu machen, keineswegs aber meine Sängerkunst in ein günstig Licht zu stellen."

Beheim nahm hier sein Saitenspiel zur Hand und fuhr fort: „Ich wähle den Abschnitt, welcher von der Thätigkeit und dem brüderlichen Einvernehmen auf unserem Schlosse in den jetzigen Tagen der Noth handelt, und welcher demgemäß auch betitelt ist:

„Von der Einigkeit."

Er sang:*)

---

*) Die Melodie, nach welcher die Strophen gesungen wurden, findet sich in den noch vorhandenen Manuscripten von Beheims Gedicht. Auch Th. G. v. Karajan ließ selbe bei seiner Ausgabe von Beheims Buch am Ende des Werkes abdrucken. Um die Verse meinen Lesern verständlicher zu ma-

Also blieben wir in dem G'schloß
Bei einander, klein und auch groß,
Herrn und Knecht, sie alle Beid
Waren in großer Einigkeit,
Ohn' Verdrossen und Lauren. —
Trug man Stein auf die Mauern,

Oder macht man Wehr und Tarraß,
Ruckt man Scherm oder Büchsen, was
Man wirket oder da began,
So greift jeder so treulich an,
Als wollt ers selber eine
Haben gethan alleine.

Wann ich sah, daß der Kaiser selb
Ein Büchsen half in ein Gewölb
Ziehn auf einen Thurm hauch.
Darzu stand ich eins Tages auch,
Und half Pulver zerstoßen
Mit einem Mörser großen.

---

chen, habe ich sie nach der jetzigen Schreibweise geschrieben, manche veralteten Worte, wo es der Reim nicht erforderte, oder wo die Eigenthümlichkeit damaliger Redensart nicht verloren ging, habe ich umgewandelt, z. B. Mörser statt Marser, Kohlen statt Köhler u. s. w.

Obwohl diese Schilderung schon dem sechsten Capitel dieses Bandes einverleibt ist, so habe ich sie doch hier absichtlich zum Vortrage Beheims gewählt, damit sich meine Leser von der Art und Weise meiner Behandlung und Schilderung überzeugen und nicht etwa auf den Gedanken gerathen, daß beim historischen Romane die vorhandenen Quellen nur abgeschrieben werden dürfen.

Da ging er her und sprach also:
„Michel Beheim, was thust Du do?“
Ich sprach: „Durchlauchtigster Fürst,
Hier stahn ich, daß ich stoß und mürst
Kohlen, Schwefel, Saliter.
Wann Grafen, Herrn und Ritter

Seh ich allsammen greifen an,
Warum soll ich dann müßig gahn?“
Da kam er und nahm selber mir
Den Stößel aus den Händen schier,
Und stieß das Pulver kleiner,
Recht als der Andern einer.

Groß Urmuß hätt wir Tag und Nächt,
Grafen, Herrn, Ritter und Knecht
Mancher Handwerk waren begann.
Ich sah sie oft an den Wehr'n stahn
Stein und auch Erden graben,
Und aufladen den Knaben.

Und auch den die sie do
Hintrugen an die End' also,
Da man den Wehr und auch Tarraß
Gegen den Feinden machend was,
Die unserm Leib und Leben
Allzeit waren widerstreben.

Es ging Niemand müßig im G'schloß
Es wär alt, jung, klein oder groß,
Dem merken war Niemand zu stolz.
Einer trug Stein, der Andre Holz
Der Dritt vertarraßt Lucken
Und der Viert half Scherm rucken.

Der Fünft half Büchsen laden und
Der Sechst Pulver zu stoßen begunt.
Einer thät dieß der Andre das,
Das Ding also bestellet was,
Wann die Wiener anfingen,
Und da zum Sturme gingen,

So sollt Jedermann greifen an,
Es war Frau, Maid, Knab oder Mann.
Die Knaben und Jungfrauen rein
Sollten zu den Wehren tragen Stein
Den Helden, die do stunden
Und hinwerfen begunden.

Beheim hatte vollendet.

Die Kaiserin gab dem Dichter ihr Wohlgefallen zu erkennen. „Fürwahr!“ sprach sie, „Euer Gesang ist nicht so schön, als natürlich und wahr.“

„Das eben, meine huldreichste Fürstin! sollen, meiner Meinung nach, seine Vorzüge sein. Zum Unterschiede will ich nun Anderes singen.“

Beheim richtete wieder sein Saitenspiel zurecht, stimmte einige Saiten, und wollte eben den Titel seines zweiten Liedes bekannt geben, als eine Hofdame herein trat, sich der Kaiserin näherte, und ihr einige Worte zulispelte. Auf dies erhob sich die Fürstin und sprach: „Für heute muß es genug sein; mein kaiserlicher Gemahl wünscht mit mir zu sprechen, es soll eine wichtige Botschaft angelangt sein, und da er

sich beeilt, mir dieselbe mitzutheilen, so schöpfe ich die angenehme Hoffnung, daß es auch eine erfreuliche sei."

Ein freundlicher Wink — die Damen erhoben sich und verließen nach und nach die Stube. Auch Beheim eilte zu den Seinen. — — — — — — — — — — — — — Am andern Nachmittage befand sich Beheim eben auf der Wehre, und half den Büchsensätzen getreulich laden und handthieren, als Heinrich Blumtaler mit freudigem Antlitze auf ihn zu geeilt kam.

„Komm Freund," rief er ihm schon aus der Ferne zu, „ich habe Dir was Erfreuliches zu künden."

„Erfreuliches? Ich wüßte nicht, was mir in diesem Augenblicke erfreulicher wäre, als wenn ich die Aussicht auf ein nur zum Theil annehmbares Mahl hätte."

„Gerade das ist es!" rief Blumtaler, „komm nur mit; Herr Ulrich Schwab, der wackere Hofmann, ladet Dich zu einem köstlichen Schmause ein."

Der Dichter machte sehr lange Schritte. „Sind es vielleicht einige Hundsrippen oder Katzenrücken?" fragte er in einem Tone, welcher verrieth, daß er auch diese nicht verschmäht haben würde.

„Nein, es ist etwas viel Edleres, ein Reh —"

„Heiliger Himmel! ein Reh — komm laß uns

eilen — so etwas übertrifft meine kühnsten Erwartungen."

Sie langten in der Thorstube am Widmerthore an. Ein herrlicher Rehbraten dampfte auf dem Tische; der Schwab empfing den Dichter lächelnd, so wie Jemand, der gern giebt, und in der Ueberzeugung ist, einen recht hungrigen Gast zu bewillkommen.

„Herr Schwab," sprach Beheim launig, „ich will vor der Hand nicht wissen, wie Ihr in den Besitz dieser Himmelsgabe gekommen; bis in einer Viertelstunde glaube ich jedoch schon so weit zu sein, um Euch ruhig anhören zu können."

Alle Drei machten sich nun über den Braten her, und ich glaube, es waren noch nicht fünfzehn Minuten verflossen, so fragte Beheim den Gastherrn schon: „Nun sagt mir doch, wie seid Ihr dieser Gottesgnade theilhaftig geworden?"

„Ganz einfach; die junge Hindin hat sich, der liebe Gott weiß auf welche Weise, in den Burggraben verirrt, ich bin der Glückliche, der sie ersah, und zu seiner Beute machte. Einen Theil davon sandte ich in die kaiserliche Küche, einen Theil verehrte ich einigen Herrn, und den Ueberrest behielt ich für uns. Auf zwei Mahlzeiten können wir noch rechnen."

„Das ist ein fürstlich Wort von Euch! Wenn uns auch Brod und Wein mangelt, so haben wir

doch Fleisch; noch zwei Mittagsmahle, dann kann ich schon wieder zwei fernere Tage ohne Speise ausdauern, macht im ganzen vier Tage, und in vier Tagen kann sich Vieles ändern."

„So Gott will," sprach Heinrich Blumtaler, „wird es auch bald anders werden. Gestern Abends langte der erste Bote von Herrn Baumkircher aus Böhmen an. Der flinke Bursche ist in der Dämmerung glücklich durch den Graben in die Burg gekommen, und hat solcher Weise den mitgebrachten Brief salvirt. Der steiermärkische Ritter schreibt, daß der Kaiser auf die Hülfe des Böhmerkönigs rechnen könne, indem dessen Sohn, der Prinz Victorin, schon gegen Oesterreich im Anzuge sei, und der König mit dem Hauptheere bald nachfolgen werde."

„Solche Nachricht laff' ich mir gefallen!" rief Herr Ulrich Schwab, „ich bin kein Böhmenfreund, aber wenn sie uns dieses Mal aus der Muße helfen, so sollen sie bei mir hoch in der Gunst steigen." Das Mahl war beendet.

Beheim schöpfte tief Odem. „Freunde!" sprach er, „laßt uns dem Himmel für diese Gabe, und für die erhaltne Nachricht danken!"

Alle Drei sprachen ein kurzes Gebet und erhoben sich vom Tische.

Der Geschützmeister Zirkendorfer stürzte herein;

er war zornig und fluchte gewaltig: „Die Schälke — die Buben — der Satan möge dem Schurken das Licht ausblasen! So etwas ist noch nie erhört worden! Ich könnte den Balg in einen Mörser laden, und wie einen Kloß hinausschießen, ich könnte ihn zerstoßen zu Pulver! Lump, Strolch, Schuft, Hund!" —

Er würde noch lange fort schimpfirt haben, hätten ihn nicht die Andern um die Ursache seiner Wuth gefragt, und ihn solcher Weise unterbrochen.

„Ich werde Euch die Geschichte gleich erzählen, damit Ihr mit mir einstimmen könnt. Die draußen wissen natürlich, daß wir hier, so zu sagen, schon auf dem letzten Loche pfeifen, das heißt, nur was Lebensmittel anbelangt. Gut! da ist der Herr Graf Siegmund von Schauenburg außen, er ist zwar ein Albrechter, aber deshalb hat er doch ein Herz im Leibe, ein wahres Edelherz! Auch gut! Ich steh' auf dem Thore und schau hinaus, da kommen zwei Männer daher, der Eine schwingt ein weißes Tuch. Hoho! ein weißes Tuch, dachte ich, fangen die schon wieder zum Taidingen*) an; wir wollen hören, was es geben wird. Der Eine von Beiden trug einen Korb. Potz Mörser und Haufnitzen! dachte ich, bringen die den Frieden im Korb daher? — Schon

*) Um den Frieden unterhandeln.

gut! — Der Eine ruft herüber: „Ich bin der Graf Schauenburg!“

„Recht gut, Herr Graf! Was weiter?“

„Hier in diesem Korbe befindet sich Mehl, Milch, Eier und Brei! Ich habe von Seiner herzoglichen Gnaden die Erlaubniß erhalten, es hierher zu bringen, und wünsche, daß es dem kaiserlichen Kindlein, dem Prinzen Max, zum Besten komme.“

Hoho! ist das nicht ein Mann, ein Biedermann dieser Schauenburg? Ich werde ihn allweg loben, seinen Namen nie vergessen! 's war gut. Hört weiter. Der Graf und sein Diener, welcher den Korb niedergestellt hatte, entfernten sich wieder, ich sende eilig hinaus, um den Schatz hereinzuholen; mittlerweile kommen einige Wiener, unter ihnen der Balg, der Mestenrab, so heißt der Hund, der Lump, der Fretter, der Strolch, der Galgenzimmermann! Mestenrab? Ja die Raben werden sich mästen an seinem Höllenleibe! O, wenn ich nur die Wonne haben könnte, es mit anzusehen. — Auch gut! — Hätte er das Mehl selbst hinabgewürgt, wie ein Mehlwurm, hätte er die Eier ausgesoffen, wie ein Marder, ich würde ihn nicht so verwünschen; aber so schüttete er die Milch aus, schleuderte die Eier in den Graben, staubt das Mehl in den Wind, und zertritt den Brei auf dem Boden!“

Auch der Andern bemächtigte sich bei dieser unerhörten Bosheit der Zorn; der Geschützmeister aber fuhr fort: „Als ich dies mit ansehen mußte, hätte ich den Räuber erwürgen können; ich greife stracks nach der Handbüchse, lege sie auf die Gabel, nehm' ihn aufs Korn und drücke los — du lieber Himmel! die Büchse war nicht geladen; ich schleudere sie weg, nehme die Armbrust, ich sah es wohl, der Schelm war außer der Tragweite, aber ich dachte mir: auch gut! wenn der liebe Gott und der heilige Petrus wollen, so geht auch ein Grabscheit los; ich schoß, aber der heilige Petrus war wahrscheinlich nicht zu Hause und der liebe Gott hat nicht gewollt — der Pfeil sank hundert Schritte vor dem Ziele schlaff auf den Boden. Schon gut! Jetzt pack' ich mich zusammen, und eilte zu unserem Herrn, um ihm die Geschichte zu erzählen; ich wußte, daß ich ihn mit der milden Gesinnung des Schauenburg baß erfreuen würde, und das war auch der Fall. Das kleine Prinzlein saß gerade seitwärts an einem Tischlein und hatte Arwais*) vor sich stehn. Schon während ich sprach, hört' ich immer den Kleinen weinen, und rufen: „Ich mag keine Arwais, ich will keine Arwais!"

*) Erbsen.

Jetzt kehrte sich der Kaiser zu ihm, und sprach: „Iß nur die Arwais, lieber Max! wir haben sonst nichts für dich!"

Das Prinzlein aber erwiederte wie früher: „Ich mag sie nicht, tragt sie fort und gebt sie unsern Feinden!"

Auch gut! Der Kaiser lachte und ich hätte vor Wuth platzen mögen; mir fiel der Mestenrab ein, der Lungeram, die Wildsau, der Strauchdieb, der Kindermörder, der Katzenschinder, der Wegelagerer, der — — doch gut, ich hätte bald vergessen — Freund Beheim und Ihr, Heinrich Blumtaler, müßt in einer Stunde beim Kaiser sein, er will mit Euch sprechen. Ich muß zu meinen Büchsen, der Eiselein beim Mörser wird schon auf mich harren, Gott befohlen! — O Mestenrab, Mestenrab! Aber schon gut!"

Er eilte von dannen; die Andern trennten sich.

— — — — In der Kapelle der kaiserlichen Burg ereignet sich eine sonderbare Scene.

Der Kaiser, die Kaiserin, und in ihrer Mitte der kleine Prinz, befinden sich an der heiligen Stätte, um den nachmittägigen Gottesdienst abzuwarten. Frauen, Herrn, Ritter und Knechte sind anwesend. Ein auf dem Fenster der Sacristei herumhüpfender Sperling zieht die Aufmerksamkeit des kleinen Prin-

zen auf sich, und er bricht in den lauten Ruf aus: „Ach Gott, wenn ich nur die Vögel hätt', ich möchte sie so gerne schießen und verzehren!"

Eleonore neigt sich zu dem Kinde, und spricht eben so laut, daß es Alle hören konnten: „Mein Sohn, knie nieder und bitte unsere liebe Frau, daß sie Dir bei ihrem Kindlein, welches sie auf dem Arme trägt, die Gnade erwerbe, daß es sich soll erbarmen Deiner Qual, Dich behüten an Leib und Seele, Dich sättigen und speisen und Dir auch Vögel bescheeren!"

Der Knabe kniet nieder. Der Priester tritt heraus. Der Gottesdienst beginnt.

Der Segen ist ertheilt, der Priester tritt vom Altare, die Andächtigen wollen die Kapelle verlassen, da eilt ein Mann herein, mit einem Sacke auf dem Rücken — er ist erschöpft, athmet schwer — sieht um sich, und als er den Kaiser erblickt, geht er auf ihn zu, kniet nieder und spricht: „Kaiserlicher Herr! ich bringe — Vögel!"

Alle waren erstaunt. Der Mann aber leert seinen Sack, und eine Menge Rebhühner, Krametsvögel und anderes Geflügel fiel aus demselben.

Wer schildert die Verwunderung, die Freude und das erhebende Gefühl der Burgbewohner!

Der Kaiser sprach: „Wem danken wir diese Gabe nächst Gott?"

„Mir — dem Thomas Siebenbürger."

„Seid Ihr der Meister auf der Schule?"

„Ja, ich bin's!"

„Habt Dank — Wir werden Euch diese Gabe nie vergessen. Aber wie kommt Ihr herein?" —

„Durch den Graben — "

„Und die Wiener?"

„Nicht bemerkt!"

„Das war ein hohes Glück für Euch, es hätte Euch das Leben kosten können!"

„Nicht viel!"

Der Kaiser, welcher diesen Mann bisher nur dem Namen nach gekannt hatte, verwunderte sich über die kurzen, schroffen Antworten desselben. Doch schrieb er dieses für den Augenblick der Erschöpfung und der ausgestandenen Gefahr zu, und fuhr fort:

„Wir vermögen Euch, lieber Meister, weder eine Erholung noch eine Stärkung zu bieten."

„Dank, kaiserlicher Herr!"

„Ihr werdet Euch doch nicht wieder in die Gefahr des Rückweges begeben?"

„Ja, noch heute Nacht!"

„Warum thut Ihr das?"

„Komme morgen wieder!"

Einer der Räthe, welcher das zunehmende Staunen des Kaisers über die Redeweise Siebenbürgers bemerkte, näherte sich dem Fürsten und lispelte ihm einige Worte zu. Der Kaiser lächelte, entließ den edlen Meister mit freundlichen Worten, und sprach dann zu dem Rathe: „Ihr sagt Uns, der Mann könne nicht anders, als in so abgebrochenen Worten sprechen? Das ist ein Fehler, an welchem er unschuldig ist; aber Ihr sagtet Uns auch, daß dieser Mann an der Wiener Schule Meister der Redekunst ist, das finden Wir ein wenig sonderbar! Wenn seine Schüler ihm gleichen, so glaube ich, daß die Wiener Hochschule wenig Redekünstler aufzuweisen haben wird. Doch der Mann hat Muth, ist Uns treu, Wir sind ihm verpflichtet, und werden seiner in besserer Zeit gedenken. Sieh' da, Michel Beheim mit seinem Schützlinge! Kommt vor Allen mit mir, früher der Erstere, mit dem ich Etwas abzumachen habe, und dann wird vielleicht auch an den Anderen die Reihe kommen."

Der Kaiser begab sich in sein Gemach, Beheim folgte ihm. Blumtaler blieb harrend vor der Thüre.

„Ihr seid Uns," begann Friedrich, „über den jungen Mann noch Aufklärung schuldig; doch sind Wir gesonnen, Euch dieselbe erst zu gelegener Zeit

abzufordern. Wir wünschen vor der Hand nichts als zu erfahren, ob Unsere eigenen Bemerkungen und die Urtheile einiger Unserer Räthe über Heinrich Blumtaler die richtigen seien. Wir haben ihn bisher stillschweigend beobachtet, und glauben einen muthigen, unternehmenden Jüngling gefunden zu haben, der, was ihm vielleicht in gewissen Fällen an Erfahrung und List abgehen sollte, durch seinen Verstand zu ersetzen im Stande sein dürfte, und dem in treuer Ergebenheit für Unsere Sache ein wichtiger Auftrag anvertraut werden könnte."

„Ihr habt, durchlauchtigster Fürst! den jungen Mann ganz richtig beurtheilt. Ich glaube, daß er sich in jedem Falle des Zutrauens Euer kaiserlichen Gnaden würdig zeigen wird."

Friedrich blieb eine Weile nachdenkend stehen, dann begann er wieder: „Es bleibt dabei, Wir wollen von Unserem früheren Beschlusse nicht abkommen, und thun, was Wir Uns vorgenommen! Nun geht, Michel Beheim, sendet mir den jungen Mann herein, Ihr aber könnt Euch entfernen."

Nach einer Weile trat der Jüngling ein.

„Komm nur näher — noch näher" — begann der Kaiser. „Wir haben für Dich Etwas zu thun bekommen. Es sind zwei Aufträge ins Außenland. Hör' Uns an. Du wirst heute Nacht heimlich, die

Burg verlassen und trachtest ungesehen durch das Lager der Feinde zu kommen. Nach den erst erhaltenen Nachrichten von Unserem Hauptmanne, dem Ritter Baumkircher, ist derselbe mit dem Prinzen Victorin im Anzuge und wird dieser Tage über Korneuburg und Ort in Himberg eintreffen. Dort erwartest Du ihn und übergiebst ihm ein Schreiben, welches Wir Dir mitgeben werden. Die Antwort hierauf überbringst Du hierher. Dies ist Eines. Auf dem Rückwege trachtest Du auf irgend eine Weise in die Nähe des Bürgermeisters Holzer zu kommen—"

„Holzer?" rief Heinrich verwundert, und der Kaiser, der diesen Ausruf einem ganz anderen Grunde zuschrieb, als der wirkliche war, fuhr fort: „Nun ja, Holzer, ganz recht; meinst Du, es sei eine Unmöglichkeit, mit seinen Gegnern in Verbindung zu stehen? Du bist in den Politicis noch ein Laie, mein guter Junge! Derartige Unterhandlungen führen oft am ehesten zum Ziele. Der gerade Weg ist in solchen Dingen nicht immer der beste, auch nicht immer der kürzeste, merke Dir's fürs ganze Leben. Also, wenn Du mit dem Holzer unter vier Augen bist, übergiebst Du ihm auch einen Brief, und auch hierauf wirst Du eine Antwort erhalten. Nun sieh, hier sind die beiden Schreiben. Sie sind ganz unansehnlich zusammengefaltet, damit Du sie bequem verbergen kannst.

Aufschriften sind keine, aber dieser, welcher mit dem rothen Wachs gesiegelt ist, gehört für den Hauptmann, und dieser mit dem schwarzen für den Bürgermeister. Wir empfehlen Dir die größte Vorsicht, besonders was den letzten Auftrag anbelangt. Es hängt viel, sehr viel davon ab, daß diese Zeilen in keines Andern Hand, als in jene des Bürgermeisters Holzer kommen. Indem Wir Dich dieses Auftrages würdigen, geben Wir Dir einen großen Beweis Unseres kaiserlichen Zutrauens, welches Wir sowohl in Deine Klugheit als in Deine Treue setzen. Und nun, Heinrich Blumtaler, mache Dich reisefertig und ziehe hin im Namen des Herrn, welcher Dich in Deinem Unternehmen beschützen möge."

Der Jüngling kniete vor dem Kaiser nieder: „Mein allergnädigster Fürst! ich verspreche heilig, keine Gefahr zu scheuen, und eher mein Leben zu opfern, als mich des höchsten Zutrauens meines kaiserlichen Herrn unwürdig zu zeigen."

Friedrich reichte ihm gnädig die Hand zum Kusse und sprach: „Zieh mit Gott, und kehre wohlbehalten wieder!"

Heinrich verließ das Gemach.

Er machte sich wegfertig.

Beheim erstaunte zwar, als er vernahm, daß der Freund heute noch das Schloß verlassen würde; allein

er ehrte dessen Geheimniß und richtete keine Frage über den Gegenstand seiner Sendung an denselben. Heinrich umwickelte sorgfältig die erhaltenen Briefe, und verbarg sie. Sein Gewand war das leichte Kleid eines Bürgers, über welches ein warmer Mantel kommen sollte. Als Wehre steckte er einen scharf geschliffenen Dolch unter das Wamms. Die Gedanken des Jünglings streiften jetzt schon in die Ferne, und waren auf sein Unternehmen gerichtet.

Der Auftrag an seinen angeblichen Verwandten, den Bürgermeister Holzer, hatte ihn sehr überrascht. Der Kaiser wußte noch nicht, in welchem Verhältnisse er zu diesem Manne stand; das Zusammentreffen dieser Umstände gab ihm daher schon Stoff zu mannigfachen Erwägungen.

Der Abend rückte heran, mit Ungeduld sah Heinrich der Finsterniß entgegen, unter deren Schutz er das Schloß verlassen sollte. Der Abschied von seinem Freunde war kurz, aber herzlich. Beheim schloß ihn in die Arme und sprach: „Geh, mein Heinrich, kehre bald wieder, und bringe Erlösung aus diesem Trübsal!“

Er begleitete ihn bis zum Widmerthore. Der Zeugmeister Zirkendorfer hatte den Auftrag, den jungen Mann heimlich aus der Burg über den Graben zu schaffen.

Noch einmal umarmten sich die Freunde, noch ein Kuß, und sie schieden.

Beheim eilte auf den Widmerthurm, um den Freund, soweit es die Dunkelheit zuließ, mit seinen Blicken zu verfolgen. Indessen öffnete der Geschützmeister leise das Pförtchen. „Hier," sprach er, „hab' ich Euch eine Leiter hinabstellen lassen, bei derselben befindet sich ein Knecht; wenn Ihr unten angelangt, eilt Ihr mit demselben in den Graben, jedoch etwas rechts, dann lehnt die Leiter an die andere Grabenwand, und Ihr seid im Freien. Der Knecht wird die Leiter wieder zurückbringen. Somit Gott befohlen!"

Blumtaler drückte dem würdigen Meister die Hand, nahm seinen zusammengerollten Mantel unter den Arm, damit er ihn im Laufe nicht hindere, schlug ein Kreuz — sprach ein kurz Gebet — und trat den verhängnißvollen Weg an.

Er befindet sich im Graben — schleicht nach rechts — dann die Leiter hinauf — die Nacht ist finster — er eilt rechts dahin —

„Halt, wer da?" schallt es von Feindesmund durch die Nacht — vom Widmerthurm fliegen brennende Pechkränze auf die entgegengesetzte Seite — ein heftiges Feuern beginnt — die Aufmerksamkeit des Feindes wird auf die falsche Seite hingeleitet. —

Ungewißheit, ob er entkommen, bemeistert sich der Freunde in der Burg — das Feuern wird nach einer Weile eingestellt, sorgsam späht man in die Ferne; endlich nach einer halben Stunde steigt es im Weingartenland wie eine feurige Garbe in die Luft.

„Schnell zum Kaiser!" jauchzt der Zirkendorfer, „er ist glücklich entkommen, das ist das verabredete Zeichen!"

Achtes Capitel.

Im Hause des Edlen von Ellerbach finden wir zwei Frauen im Zweigespräche beisammen, zwei Frauen, deren Lebensrichtungen so weit unterschieden waren, wie ihre Weise zu fühlen, zu empfinden; und die dennoch vom Schicksale zusammengeführt, nein, an einander geschleudert wurden, so wie der entwurzelte Baum auf eine einsam stehende, traurige Insel; es waren — um sie unserem Gleichnisse nach zu ordnen — Katharina und Juliane!

„Eure Schicksale," spricht Bertholds Gattin eben, „sind traurig, erschütternd; und doch könnt Ihr nicht läugnen, daß ein Theil der Schuld auf Euch selbst zurückfällt; der Antheil meines Gatten dabei ist ein schmählicher, und Ihr habt Recht, ihm die meiste Schuld Eures Unglückes beizumessen, denn Ein Wort von ihm hätte den Schleier von Euren Augen sinken machen, und Euch noch zeitig genug dem Ab-

grunde entzogen. Er, als der Unbefangene, als der bloße Helfer, hätte dies leicht thun können, ohne deshalb sich selbst bloßzustellen. Aber über so langverflossene Sachen ist besser schweigen, doch kann ich nicht umhin, eine Frage an Euch zu richten. Sie betrifft die sonderbare Rache, welche Ihr an meinem Gatten genommen. Waren Euch unsere ehelichen Verhältnisse bekannt?"

„Ja. Ich habe in meinem Elende Euren Gatten nie aus den Augen verloren. Sein Treiben und Leben wurden mir bekannt, und ich verabscheute ihn noch mehr. Nun brach das schwere Unglück der Blindheit über mich herein, ich zog hierher. Mittlerweile wurde Eure Verbindung geschlossen, ich erfuhr, daß Ihr sie gezwungen eingegangen: was hätte es also genützt, wenn ich mich auch an Euch gedrängt, Euch über Euren künftigen Gatten die Augen geöffnet hätte? Was vorauszusehen war, geschah. Der Elende wußte die Treue seiner Gattin nicht zu schätzen, und setzte sein wüstes Leben von früher fort; indem ich also meinen schon früher entworfenen Racheplan auszuführen begann, hat er zugleich für die Untreue gebüßt, welche er an Euch beging."

„Die Rache war fürchterlich," versetzte Juliane, „sie war verdient, aber die Reize eines armen Mädchens, wenn auch auf solche unschuldige Weise zu be-

nutzen, bleibt immer ein Vergehen von Eurer Seite; eben so werde ich es nie billigen, daß Ihr auf die Schwäche eines, wenn auch unwürdigen Ehemannes bauend, ihn zu einer solchen neuen Abirrung vom Pfade des Rechtes verleitet habt. Und wenn er noch so oft den Eid gebrochen, so bleibt deshalb diejenige, welche ihn neuerdings von mir abzieht, nicht weniger verdammenswerth, als die, welche es zum ersten Male gethan. Daß Ihr ihm nur die Sünde gezeigt, das entschuldigt Euch nicht; Ihr seht ja nun den Erfolg; er ließ in seiner Leidenschaft einen Raub begehen, und Ihr allein seid Ursache dessen, was geschah, und was noch geschehen wird."

„Juliane!" entgegnete die Blinde, „Ihr denkt edler wie ich, aber Eure Gefühle fließen ruhiger dahin, die Vernunft ist bei Euch rein, durch nichts getrübt. Es ist wahr, auch Ihr leidet, aber Ihr leidet wie eine Heilige, Eure Leiden erheben Euch, die meinen drücken mich darnieder. Eure Leiden sind ein Wind, welcher den Himmel Eurer Seele von trüben Wolken rein fegt, damit die Lichtstrahlen der Vernunft um so heller glänzen können; meine Leiden aber sind ein Orkan, ein Sturm, der wüthend das schwarze Gewölk heraufbeschwört, daß es finster in der Seele werde, nächtig finster, damit ja kein Strahl des Geistes durchdringe, damit ja die Höllengedanken durch

keinen Funken Licht zerstreut werden, damit ja mein Unglück um so größer werde, und ich nur um so tiefer sinke. Jetzt seh' ich es ein, jetzt, wo ich mein unselig Ziel zum Theil erreicht, seh' ich mich noch elender denn früher; ich habe nur mein Gewissen beschwert, ohne mir das Herz zu erleichtern. Wie elend wird mir der Ueberrest meiner Lebenstage dahinfließen!"

„Hört mich ruhig an, Katharina! Obwohl Ihr mir den Namen Eurer Familie nicht genannt, so habt Ihr mir bei der Mittheilung Eures traurigen Schicksals doch gestanden, daß Ihr aus edlem Hause seid, und daß, soviel Euch bekannt, Euer Bruder noch am Leben ist. Glück ist für Euch auf dieser Erde keines mehr zu hoffen, aber der Ruhe könnt Ihr noch theilhaftig werden, und die müssen wir zu erzwingen trachten. Johanna ist auf Veranlassung meines Gemahls geraubt worden, dies erfuhr ich von einem mir ergebenen Diener, und es veranlaßte mich, noch in der Nacht hinaus zu eilen; leider kam ich zu spät, um die That zu verhindern, aber deshalb hoffe ich sie noch immer zeitig genug zurück zu erhalten, denn mein Gatte befindet sich seit der Anwesenheit des Herzogs in seiner Nähe, und wird, so lange die Belagerung der kaiserlichen Burg währt, sich nicht so weit entfernen können, als der Ort ist, wohin er das Mädchen, meiner Vermuthung nach, bringen ließ. Wir

werden uns daher Beide dahin begeben; ein alter Freund meines Vaters, der Edle von Kling, wird uns in diesem Unternehmen, welches meinem Gatten ein Geheimniß bleiben muß, unterstützen. Ist Johanna befreit, so muß sie, um ferneres Unheil zu verhüten, aus der Gegend entfernt werden. Daß sie nicht der Noth preisgegeben sei, dafür werden wir Sorge tragen. Noch besser wäre es, wenn der Bruder des Mädchens, welcher in jener Nacht so spurlos verschwand, wieder zum Vorschein käme, um ihm die Schwester zu übergeben, und Beiden die Mittel zu verschaffen, sich weit von hier ansiedeln zu können. Ist dies geschehen, so müssen wir die Aussöhnung zwischen Euch und Eurem Bruder bewirken. Ihr habt Eurer Familie damals schon den Namen Eures Verführers hartnäckig verschwiegen, thut dies auch noch ferner, damit kein neues Unheil über Euch und die Euren hereinbreche. Wollt Ihr Ruhe erringen, so müßt Ihr vor Allem vergessen! Es ist wahr, der Mensch kann sich eher zu allem Anderen zwingen, als das zu vergessen, was auf der Brust und dem Gewissen lastet, aber deshalb giebt es doch Mittel genug, das Bild der Vergangenheit, wenn auch nicht ganz auszulöschen, so doch mit einem wohlthätigen Schleier zu überziehen, damit die grellen Farben gedämpft, dem Auge viel milder erscheinen."

„Juliane!“ rief Katharina und ergriff die Hand der Freifrau, „ich werde Euren Rath befolgen, denn ich erkenne die Uebermacht Eures Geistes und sehe, wie überwiegend Eure Güte und Euer Edelmuth sind. O, was wäre ich jetzt ohne Euch? Verlassener als je wäre ich da gestanden; blind am Körper, blind im Geiste habe ich mich selbst in diesen Abgrund verirrt, in welchem ich auch früher umgekommen wäre, hätte mir nicht der Himmel Euch gesandt, Euch, meinen Retter, meinen Schutzengel!“

„O, könnte ich es ganz sein, wie gern thäte ich es! Glaubt mir, Katharina! nur derjenige, der Leiden kennt, ist bereit, den Leiden seines Nächsten abzuhelfen. Ach, wer auf dieser Erde wird meine Wunden heilen? Giebt es Jemanden, der dies im Stande ist? Nun — ich will nicht verzweifeln, dem Himmel ist Alles möglich, ich vertraue auf mein Recht und auf ihn!“

Sie schwieg. Katharina saß nachdenkend da, dann erhob sie sich, ließ sich jedoch augenblicklich wieder nieder. — „Mein Himmel!“ sprach sie traurig, „ich vergaß, daß ich nicht mehr in meiner Hütte bin; ich wollte mich in die zweite Stube begeben, dort fand ich mich mit meinem Stocke zurecht; hier, wo ich fremd bin, darf ich ohne Führer keinen Schritt

vorwärts thun, ohne befürchten zu müssen, irgendwo anzustoßen."

Eva trat ein, und meldete die Ankunft eines Edelherrn, welcher die Freifrau zu sprechen wünsche.

Juliane leitete die Blinde in das anstoßende Gemach, ohne jedoch dessen Thüre zu schließen, dann befahl sie, den Herrn einzulassen.

Es war Veit von Ebersdorf.

Die Freifrau empfing ihn sehr freundlich.

„Seit wie lange, Herr von Ebersdorf! habt Ihr unser Haus gemieden? Ich sollte Euch zürnen ob dieser Vernachlässigung, denn Ihr wißt, daß ich Euch unter allen Waffen- und Parteigenossen meines Gatten am meisten achte und hochschätze."

„Gnädige Frau," versetzte der Landherr mit einem wehmüthigen Lächeln, „Euer Empfang ist ein so freundlicher, daß ich es jetzt doppelt bedauere, Euer Haus unter diesen Umständen wieder betreten zu haben."

„Unter welchen Umständen?" fragte die Freifrau, jetzt erst auf die bekümmerte Miene des Gastes aufmerksam geworden.

„Unter schweren, traurigen Umständen. Ich bin ein Hiobsbote!"

„Ums Himmelswillen! Herr von Ebersdorf, sprecht, zieht mich aus der peinlichsten Verlegenheit —"

„Euer Gatte schmachtet in Gefangenschaft.“

„Mein Gatte gefangen? Von den Kaiserlichen?“

„Nein, er ist in herzoglicher Verwahrung.“

„Mein Himmel! welch ein Räthsel! Er, ein so warmer Anhänger des Herzogs, ist er zum Verräther an dessen Sache geworden?“

„Auch das nicht!“

„Was ist also vorgegangen? Welch ein unerklärbares Räthsel?“

„Es soll sich gleich lösen, gnädige Frau, doch muß ich Euch den Vorfall umständlicher erzählen.“

Juliane bot dem Edelherrn einen Sitz, und ließ sich ebenfalls nieder. Sie war blaß und ihre Theilnahme an dem Gatten verrieth sich auf eine so würdige Weise, wie es Niemand erwartet haben würde, welcher ihre unglückliche Ehe kannte, eine Theilnahme, wie sie Berthold von Ellerbach gewiß nicht verdiente.

Veit von Ebersdorf begann seinen Bericht: „Es sind jetzt zwei Tage, als der Herzog, um ein Fest zu erwiedern, welches wir ihm zu Ehren früher in meinem Hause veranstaltet hatten, auch ein Fest gab, wozu er die Landherren seiner Partei und den bürgerlichen Rath einlud. Ein geräumiges Haus in den Kothlucken war zu diesem Zwecke hergerichtet, und wir fanden uns in demselben ein; auch Berthold

war anwesend. Bei der Tafel ging es fröhlich und munter her, der Herzog und wir alle waren laut und guter Dinge. Berthold saß den Abend hindurch traurig und düster da, was uns um so mehr auffiel, da er als ein Günstling des Herzogs, statt dessen Fest zu beleben, die Andern fast noch mißgestimmt hätte. Vor dem Beschlusse der Tafel wurden wir auf einen Wortwechsel aufmerksam, welcher sich zwischen dem Fürsten und Eurem Gemahl entsponnen hatte. Jener mochte ihm wahrscheinlich sein sauertöpfisches Wesen verwiesen haben, worauf dieser eine derbe Gegenrede gab. Ihr wißt, Euer Gemahl hat selbst unter den Herzoglichen viele Feinde; es war also Niemand da, der ihn beschwichtiget hätte. Der Wortstreit gerieth immer weiter und weiter, so daß Berthold in der aufgeregten Stimmung ausrief: „Vergeßt nicht, Herr Herzog! daß wir, die Schwaben, es waren, welche Einem Eurer Ahnen die Krone erhalten haben!“ Dies bezieht sich auf die Empörung der Wiener unter Albrecht I. Der Herzog hatte ihm nämlich früher vorgeworfen, daß er, als Abkömmling eines fremden Volkes, sich in österreichische Sitten nicht zu fügen wisse. Daß ein Fürst, wie Herzog Albrecht, eine solche Antwort, wie die obige, nicht ruhig mit hinnehmen werde, war vorauszusehen. Er sprang auf und schrie: „Uns das, Berthold von Ellerbach? Ihr

vergeßt, daß Wir der Fürst sind, und Ihr der Vasall."

„Doch nicht Euer Vasall!" schrie Euer Gatte. „Seid Ihr des römischen Reiches Herr und Gebieter? Nur von dem empfange ich mein Lehn, sonst von Niemandem auf dieser Erde!"

Diese Rede empörte den Stolz des Herzogs noch mehr; er knirschte mit den Zähnen und erhob sich vom Sitz. Berthold sprang ebenfalls empor, faßte einen Becher und schleuderte ihn nach dem Herzog. Dieser wich dem Wurfe geschickt aus, wir Andern bemeisterten uns Eures Gatten, Einige suchten den Herzog zu besänftigen, welcher nicht eher ruhte, bis wir ihm den Schuldigen zu einem zwar ritterlichen, aber festen Gewahrsam übergaben, wo er sich noch befindet. Sein Schicksal liegt nun in des Herzogs Hand; was er über ihn beschließen wird, läßt sich bei der Denk- und Fühlweise Albrechts leicht im Voraus bestimmen."

Juliane saß wie eine Leiche da; noch immer schien es ihr, als ob dies Alles nur ein Traum sei. Hatte sie recht gehört? Wie konnte sich ihr Gatte, dem Herzoge gegenüber, so weit hinreißen lassen? Es müßte nur in der Aufregung übermäßig genossenen Weines geschehen sein, in solcher Stimmung war er wohl zu Allem fähig.

Nach einer Weile fragte sie: „War't Ihr selbst bei diesem Auftritte gegenwärtig?"

„Wir waren alle Augenzeugen davon, die Schuld ruht dieses Mal auf Eurem Gatten."

„Und wer hat Euch veranlaßt, mir diese Kunde zu überbringen?"

„Niemand, als meine freundschaftliche Theilnahme, welche ich stets für Euch und Eure unglückliche Lage empfunden."

„Ich danke Euch, Herr!" versetzte die Dame ernst. „Mein Gatte hat schon so viel des Unglücks über mein unschuldig Haupt gebracht, daß ich diese neue Schmach, die sich allem Früheren würdig an die Seite reiht, auch noch zu ertragen im Stande sein werde. Der Himmel wird mich stärken, trösten, und mich meinem Kummer nicht unterliegen lassen!"

Sie erhob sich, der Ebersdorfer that ein Gleiches, und da Juliane nichts mehr erwähnte, so nahm er Abschied und entfernte sich.

Die Freifrau eilte ins zweite Gemach, wo sich Katharina befand, welche Zeuge des Gespräches gewesen war.

„Habt Ihr's gehört?" rief Juliane in Thränen ausbrechend, „welche neue Schmach der Unselige über mein Haupt, und dieses Mal auch über das seine heraufbeschwor? Habt Ihr's gehört, in welch

einen Abgrund er sich willkürlich gestürzt? Die Rache des Herzogs ist unausbleiblich, sie wird fürchterlich sein!"

„Juliane!" nahm die Blinde das Wort, „meine Bewunderung für Euch in diesem Augenblicke steigt auf das Höchste. Dieser Schmerz, diese wahre Theilnahme an einem solchen Gatten —"

„Ich verstehe Euch nicht," unterbrach die Freifrau diese Rede, „meint Ihr, ich sollte gleichgültig bleiben, wenn meinem Gatten Unglück droht? Soll ich es ruhig mit ansehen, wenn ihn die Strafe des Fürsten ereilt? — Mein Gefühl für ihn ist dasselbe wie früher: kalt, eisig kalt! aber hier gebietet die Pflicht! Hab' ich ihm nicht am Altare den heiligen Eid geleistet, ihm in Glück und Unglück zur Seite zu stehen, und sollte mich nun in diesem Augenblicke von ihm wenden? Wenn er mir seinen Schwur nicht gehalten, giebt mir dies ein Recht, auch den meinen zu brechen? Und thäte ich dies, würde ich ihm dann nicht gleich stehen, eben so schuldig als er, während mich jetzt das Bewußtsein meiner erfüllten Pflicht hoch über ihn und alles Unglück hält? Katharina! Ihr werdet Euch schwer in meine Denkweise finden, aber ich weiche von dem Pfade, den ich bisher betreten, nicht ab!"

Nach diesen Worten ging sie sinnend auf und nieder; die Blinde hörte ihre Tritte, aber sie wagte kein Wort; die Handlungen dieser Frau zwangen sie zur Ehrfurcht vor derselben.

Jetzt blieb Juliane stehen, ihre Mienen zeigten, daß sie einen Entschluß gefaßt habe, das schöne Auge glänzte verklärt, ihre Wangen hatten sich etwas geröthet, ihre Gestalt schien von einem hehren Wesen gehoben.

Sie trat vor die Blinde hin.

„Katharina!" sprach sie, „wollt Ihr mir einen Dienst erweisen?"

„Ihr könnt noch fragen?"

„Ich habe beschlossen, so zu handeln, wie es die Pflicht erheischt; wollt Ihr mir beistehen?"

„Sprecht, was soll ich thun?"

„Ihr werdet mich begleiten!"

„Wohin?"

„Zum Herzog!"

„Zum Herzog!" rief die Blinde und zuckte erschrocken zusammen.

„Nun, Ihr erschreckt?"

„Was wollt Ihr beim Herzog?"

„Für meinen Gatten um Gnade flehen."

„Es wird vergebens sein. —"

„Dies ist nicht bestimmt; und wenn auch, mein Bewußtsein bleibt mir doch!"

Man sah den Kampf, welchen der zu fassende Entschluß Katharinen kostete, endlich begann sie fast tonlos: „Wohlan — ich begleite Euch."

„Möge der Himmel unsern Gang segnen!" rief die Freifrau, „ich will ihm die Dornen mit Blumen vergelten. Morgen — morgen, Katharina! soll der entscheidende Tag sein!" — — — — — — — —

Und der Morgen war da. — — — — —

Herzog Albrecht befindet sich in seinem Gemache, Ortolf Greimann, sein Leibdiener und innigster Vertrauter, steht ihm gegenüber.

„Sind meine Befehle vollzogen?"

„Ja, gnädigster Herr. Wie Ihr angeordnet, befindet sich der Edle von Ellerbach in einem wohleingerichteten, aber fest vergitterten Gemache. Niemand darf zu ihm; mein Gehülfe, welchem ich in jeder Beziehung vertrauen kann, versorgt ihn mit allem Nöthigen. Der Edle ist munter und wohlgemuth; er giebt sich das Ansehen, als ob er gar nichts zu besorgen hätte."

Der Herzog ging mit verschränkten Armen auf und nieder, er schien in Gedanken verloren, plötzlich blieb er wieder stehen: „Hast Du auch Deinem Ge-

hülfen streng genug verboten, sich mit dem Gefangenen in kein Gespräch einzulassen?"

„Auch das ist geschehen. Der Edle hat bisher hierzu auch noch keinen Versuch gemacht, mit Ausnahme einer einzigen Frage, welche er that. Er wollte nämlich wissen, ob noch Niemand seiner Angehörigen bei Euer herzoglichen Gnaden gewesen sei, um für ihn eine Vorbitte einzulegen? — Daß er hierauf keine Antwort erhielt, versteht sich von selbst."

„Dabei bleibt es auch!" entgegnete der Herzog, „doch sollte er in Zukunft wieder diese Frage thun, so wird ihm immer mit „Nein" geantwortet. Verstanden? immer Nein! —"

„Ganz recht, gnädigster Herr!"

Ein Wink des Herzogs entfernte den Diener und Vertrauten.

„Alles ist trefflich gelungen," begann Albrecht das Selbstgespräch, „Niemand als Er und ich weiß die Wahrheit; er ist — — ja — mein Wille, nur mein Wille kann's entscheiden — ob die Voraussetzung wohl eintreffen wird? — Ich glaube nicht — es wäre wahrlich mehr als man von einem Menschen fordern könnte — das Höchste! — Nein, nein, ich glaube es nicht! Wenn aber doch, — was dann? Dann müßten entweder gleich oder später meine Wünsche erreicht werden, das Hinderniß ist beseitiget, kein

Unhold soll sich mehr zwischen mich und mein Glück stellen. — Ha, ha, ha! wie klug ersonnen, wie trefflich, wie listig! Wer hätte glauben sollen, daß seinem ausgebrannten Hirn noch solch ein grüner Gedanke entkeimen könne? Aber sein eigener Teufel soll ihm denselben eingegeben haben. — Er ist jetzt noch wohlgemuth, aber sind nur fünf bis sechs Tage verflossen — dann wird die Ungeduld, — dann der Zorn — dann — dann — Ha, das müßte eine herrliche Ueberraschung werden, so im Gefühle vollkommener Sicherheit dann plötzlich — wie aus heiterem Himmel ein Blitz — ein Schlag —"

Er fuhr zusammen, sein Auge sah wild auf den Eingang, Ortolf trat ein.

„Gnädigster Herr! die Freifrau von Ellerbach bittet, vorgelassen zu werden!"

Herzog Albrecht schrak zusammen; glühende Röthe ergoß sich über sein Antlitz, wie Schauer floß es im ersten Augenblicke durch seine Adern, dann aber wurde es heiß, glühend heiß und rollte wie eine Feuerquelle durch seine Adern.

Er bedurfte einige Augenblicke, um sich zu fassen, dann sprach er: „Die Freifrau wird vorgelassen. Du begiebst Dich auf Dein Gemach, und achtest aus der Ferne, daß wir von Niemandem unterbrochen werden!"

Ortolf entfernte sich.

Der Herzog athmete tief auf, Juliane trat ein.

Wenn man je von einer Dame sagen konnte, daß ihr Eintreten in einem Gemache eine Erscheinung gewesen sei, so war es die Freifrau von Elerbach in diesem Augenblicke. Ja, es war eine Erscheinung im edelsten Sinne des Wortes. Sie war reizend, mit Hintansetzung aller damals herrschenden Gewandordnung, gekleidet. Ein Sammetrock, weiß wie der frischgefallene Schnee, welcher außen die Fluren deckte, umfloß in reichen Falten den üppigen Bau; die Ränder dieses Gewandes waren mit Pelz verbrämt, mit Pelz, welcher im Grunde noch schneeiger als die Seide, jedoch mit schwarzen Tupfen getigert war, gleichsam um anzuzeigen, daß nichts auf dieser Erde so rein sei, daß es nicht auch seine Flecken hätte. Diesem Gewande gleich war das Mieder, nichts als Sammet und Pelz, kein Gold — kein Silber — keine Edelsteine; wozu hätte ein solches Weib noch kostbareren Schmuckes bedurft? Ueber das Ganze lag, reizend umgeworfen, ein kurzer Ueberwurf von blauem Sammet ohne Aufputz, ohne Verbrämung; er schmiegte sich so vertraulich an die Formen des Körpers, daß er, statt die aufregende Ueppigkeit zu decken oder zu verhüllen, dieselbe nur noch mehr ausprägte und in

schärferen Umrissen zeichnete. Der Hals war, von dort angefangen, wo das Mieder aufhörte, bloß, zum Theil jedoch durch den Mantel gedeckt, so daß er nur hier und da, oft durch ein zufälliges Verschieben des Gewandes, hervorschimmerte; ja, er schimmerte, denn er schien an Weiße selbst den Pelz zu übertreffen, und gab mit jenem zarten Anhauche von Leben, — wir sagen Leben, denn Röthe wäre hier schon viel zu grell, — das reinste Muster von Frauenteint. Auf dem Kopfe, diesem Ideale der Frauenschöne, trug sie ein Sammetbarett, von welchem eine Feder wehte, beide weiß, das Barett auf obige Art verbrämt, die Feder bei jeder Hauptbewegung sich in sanfte Wellen biegend, gerade so wie das rabenschwarze Lockenhaar, welches unter ihrer Kopfbedeckung hinabfloß. Der Contrast zwischen jenem Weiß und diesem Schwarz war das Vollendetste, was in diesen Farben geboten werden konnte. Ueber das Barett hinab bis auf den Boden schwamm ein weißer Schleier, so zart und so durchsichtig, daß er nur milderte und nichts verhüllte; so durchbricht am heißen Sommermittage der Sonnenglanz ein leichtes Nebelwölkchen.

Bei jedem, selbst dem kältesten, unbefangensten Manne hätte diese Erscheinung Bewunderung erregen müssen, sie bezauberte im ersten Augenblicke, und nimmer löste sich der Bann; wie mußte sie erst auf den

Herzog wirken! auf den Herzog, welcher für sie schon in unselig verzehrender Flamme glühte; auf den Herzog, der so leicht aufgeregt, so leicht und rasch sich seinen Neigungen hinzugeben gewohnt war!

Wie ein Schlangennest, in welches ein Schuß fällt, so zischten die Sinne auf; die Bewegung im Innern machte ihn beben, zittern; er mußte sich mit der Linken an der Stuhllehne halten, und erwartete so die erste Anrede der Freifrau.

Juliane ging auf den Herzog zu, nicht mit jenem abgemessenen, abstoßenden, majestätischen Schritte, sie bedurfte dessen in ihren Geberden nicht, denn es lag der Hoheit genug in ihren Reizen; nein, ihr Gang war etwas hastig, aber nicht ohne Demuth, die Haltung ihres Leibes etwas vorgeneigt, aber dennoch nicht ohne Reiz, sie schwebte nicht wie ein junges Mädchen, sie war keine Sylphe, sie war nichts als die deutsche Frau, welche zur Rettung ihres Gatten herbeieilt. So ging sie auf den Herzog zu, ihr Schleier war bereits zurückgeschlagen, sie kniete vor dem Herrn nieder, und rief: „Gnade — Gnade —"

Es beengte ihre Brust, eine unerklärbare Angst schnitt ihr jedes fernere Wort ab.

Aber an das Ohr des Fürsten schlug ihre Stimme, wohlklingend, wohltönend, so wie eine volle Harmonie, so wie ein Saitenspiel, von leisen Lüften angeregt.

Albrecht hob die Dame auf und fragte mit bewegtem Tone: „Und wer ist der Ueberglückliche, für den ein Engel der Erde um Gnade fleht?"

Der Freiin fiel diese erheuchelte Unkenntniß auf, sie hatte ja schon früher dem Diener ihren Namen genannt, also mußte ihn der Herzog wissen; doch entgegnete sie: „Es ist mein Gatte, Berthold von Ellerbach!"

Der Blick des Fürsten verdunkelte sich. „So giebt es denn auf diesem Erdenrund keine einzige Erscheinung," sprach er ernst, mit gedämpfter Stimme, „welche, wenn auch noch so überirdisch, nicht auch zugleich an gewisse Dinge mahnte, die uns ihren Reiz verkümmern. Vom majestätisch erhabenen Blitze angefangen bis zum Thautropfen hinab, welcher des Morgens auf dem Grashalm zittert, ist dies ohne Unterschied der Fall; von jenem schreckt uns der Gedanke an den zündenden Schlag, bei diesem denken wir gleich an das Gift, welches, dem Glauben nach, des Nachts auf die Pflanzen fällt, um giftiges Gewürm und Schlangen zu nähren. Ihr, Schönste der Frauen, habt Uns an Euern Gatten erinnert."

„Euer Gleichniß, gnädigster Herr! ist bitter und kränkt meine Ehre. Doch habt Ihr ein Recht dazu; Ihr seid verletzt, schwer beleidigt, und das Recht der Strafe ist auf Eurer Seite. Aber, mein gnädigster

Herzog! es giebt noch ein anderes Recht, welches der Himmel in die Hände der Fürsten gelegt hat, ein Recht, welches versöhnend zwischen sie und die Verbrecher tritt; ein Recht, welches so gelinde ist, wie der Himmel, dem es entflossen; ein Recht, welches wir Alle erwarten, wenn wir einst vor den himmlischen Richter hintreten; ein Recht, dem wir die ewige Seligkeit verdanken werden: es ist das gottentstammte Recht zu vergeben, zu begnadigen!"

Während Juliane diese heiligen Worte an ihn richtete, stand Albrecht da, versunken, nicht in die Betrachtung ihrer ernsten Rede, nein, versunken in den Anblick ihrer irdischen Reize, sie entweihend durch das begehrende Auge; der Ton der Stimme schlug wohl an sein Ohr, aber er hörte die Worte nicht; so steht der Heiligthumsschänder im Gotteshause, und starrt nach der Jungfrau hinüber, während der Priester mit lauter Stimme betet: Und vergebe uns unsere Schulden — — — o, jener hört nicht, er vergiebt nicht, ihm wird auch nicht vergeben werden!!

Als die Freiin schwieg, erwachte der Herzog aus seinen Betrachtungen; er sollte jetzt antworten, und wußte nicht, was sie gesprochen. Doch nahm er die Rede, und sprach, gleichsam eine Frage an sie richtend: „Ihr bittet um Gnade?"

„Ja, gnädigster Fürst, ich bitte für meinen Gatten!"

„Für diesen Gatten?"

Juliane fühlte, was der Herzog sagen wollte, und erwiederte rasch: „Hier, mein gnädigster Fürst! muß Alles vergessen werden. Das Unglück knüpft locker gewordene Bande nur fester, und dort, wo sie sich im Unglücke lösen, dort wohnt keine Ehre, keine Menschlichkeit. In diesem Augenblicke belebt nur ein Gedanke meine Brust, und dieser ist: Gnade für meinen Gatten!" —

„Was Ihr begehrt, können Wir nicht gewähren. Berthold hat in Gegenwart so vieler Edlen ein Verbrechen begangen, das gestraft werden muß. Nicht Unsere Person, Unsere Würde kommt hier in Betracht. Doch Ihr seid zu klug, um dieses Alles nicht selbst einzusehen, Ihr werdet daher auch erwägen können, daß, wenn Wir als Mensch auch vergeben wollten, dies der Fürst nicht darf. Es thut Uns weh, Euch diese Bitte versagen zu müssen, aber Berthold von Ellerbach ist ein Unwürdiger, der Unser Zutrauen eben so wenig zu schätzen wußte, als den überirdischen Schatz, welchen er in Euch, seiner Gemahlin, besitzt!"

Die Freiin wich dieser Richtung des Gesprächs aus und fuhr fort: „Ihr seid noch so erzürnt, mein gnädigster Fürst! Das bittre Gefühl erlittener Kränkung macht Euch gegen Euch selbst ungerecht. Ihr

könnt nicht vergeben? Ihr dürft nicht begnadigen? — O, sprecht nicht so; Ihr könnt und dürft, in Euerer Hand liegen Strafe und Gnade, und je größer das Vergehen, desto größer das Verdienst desjenigen, der die Gnade spendet!"

„Welch ein Weib!" rief jetzt der Herzog, jede Schranke überspringend, da seine Gluth ihn bewältigte, „beim Himmel! und wenn Berthold nichts auf dem Gewissen hätte, als jenes Unrecht, das er an Euch begangen, und noch begeht, schon deshalb verdientet Ihr, von ihm befreit zu werden."

In Julianens Seele schlug eine leuchtende Flamme auf. Sie errieth das Gefährliche ihrer Stellung, dem Herzoge gegenüber; eine dunkle Ahnung flüsterte ihr zu, daß hier nicht Alles so war, wie sie glaubte; aber sie wußte nicht, wie sich in dem Irrgarten ihrer Vermuthungen zurecht zu finden. Strebten des Herzogs Wünsche nach ihr, so war die Lage ihres Gatten um so gefährlicher.

Der Herzog hatte ihre Hand gefaßt, jetzt entzog sie ihm dieselbe, denn sie beschloß, das Alleinsein mit ihm so rasch, als es nur schicklich war, zu beenden.

Albrecht mochte wohl ahnen, was in der Seele der Freiin vorging, und fuhr daher rasch fort: „Ja, hört Uns an. Es giebt ein Mittel, welches Eurem Gatten die Freiheit verschaffen kann, und dieses Mit-

tel ist -- Lösung dieser Ehe. Lösung dieses unseligsten Bandes, welche Euch von dem unwürdigsten Gatten befreit, und Euch wieder eines Glückes theilhaftig macht, wie Ihr, die Schönste der Frauen, es vor Allen zuerst verdient."

„Mein Fürst!" unterbrach Juliane den Sprechenden mit Hoheit, „vergebt; diese Rede anzuhören, verbietet mir die Pflicht der Gattin, die Ehre einer Freifrau unseres Landes, die Scham des Weibes. Erlaubt, daß ich wieder meinen Heimweg antrete."

„Juliane, hört mich an! Hören ist keine Sünde, ist kein Vergehen; ich habe Euch nicht zum ersten Male gesehen, es ist nicht die Gluth plötzlich entzündeter Leidenschaft, die mich reden macht; nein, ich verehre Euch schon lange; still, in der Ferne, ohne daß Ihr es wußtet, betete ich Euch an. Und nie habe ich die Grenze der Ehre überschritten, nie habe ich es versucht, mich Euch zu nähern, denn nimmer wollte ich mich in Eueren Blicken herabwürdigen, nie den Werth des Mannes in Euren Augen verlieren, und so blieb ich Euch fern, habe gewacht über Euch, habe Euch beschützt, ja in diesem Augenblicke muß ich es sagen: meine Liebe allein hat Euch geschützt vor Euerem eigenen Gatten!"

„Heiliger Gott!" rief die Freiin klagend aus, denn wie ein Schlag durchfuhren sie jene Worte ih-

res Gatten, welche er damals, bei Gelegenheit ihrer Krankheit zu ihr gesprochen hatte: „Juliane, Ihr seid des Herzogs Gegnerin, und doch habt Ihr es nur ihm zu danken, daß Ihr noch seid!" Jetzt verstand sie den verborgenen Sinn derselben, jetzt war sie überzeugt, daß ihr Gatte um die Leidenschaft des Fürsten gewußt hatte. Welch ein Elender! riefen tausend Stimmen in ihrer aufgeregten Brust; nicht Menschlichkeit, nicht Empfindung, selbst nicht die Furcht vor dem Gesetze, sondern die verbrecherische Liebe eines Fürsten muß mich vor seinem Mordstahle schützen; und in Folge dieser Gedanken, welche mit Blitzesschnelle entstanden und entschwanden, rief sie laut aus: „Wehe mir Unglücklichen!"

„Nicht über Euch, die Unschuldige!" rief der Herzog, „über ihn, den hundertfachen Sünder soll das Weh heraufbeschworen werden. Juliane, hört mich an, ich bin mächtig, meinem Worte wird bald das ganze Oesterreicher Land gehorchen, ein Hauch meines Mundes — und dieses Band ist gelöst. Der Unwürdige wird sich willig und gern in diese für ihn erwünschte Maßregel fügen, nur von Euch hängt es ab."

„Nie — nie!" rief die Freifrau, „ich habe schon viel erduldet, ich werde auch diese Schmach noch ertragen. Der Himmel hat mich noch nicht verlassen, er wird mir auch ferner Kraft verleihen —"

„Warum aber leidet Ihr für einen Gatten, der es so wenig verdient?" unterbrach sie der Herzog. „O wenn Ihr Alles wüßtet, Ihr würdet Euch mit Abscheu von ihm wenden, und in meinen Vorschlag willigen."

„Ich weiß genug, um ihn zu verabscheuen, aber ich kann nie so viel erfahren, um mich zu solchen Maßregeln bewegen zu lassen."

„Und doch," rief jetzt der Herzog aufgebracht, und seine zitternde Unterlippe zeugte von seinem Grimme, „und doch bin ich im Stande, Euch noch viel Gräßlicheres zu künden, als Ihr nur zu ahnen vermögt, Euch mit drei Worten die größte Schändlichkeit Eures Gatten zu enthüllen, ob welcher jedes Herz sich entsetzen muß."

Juliane schauderte; was sollte sie noch hören? Was gab es noch Empörenderes, das sie noch nicht erfahren hätte? Die Arme, in ihrer Reinheit, in ihrer Heiligkeit möchten wir sagen, ahnte gar nicht, wie weit die Verworfenheit Anderer zu gehen vermöge.

Der Herzog, vielleicht um die Neugierde der Dame aufzuregen, vielleicht aber auch erwägend, ob er die verhängnißvollen Worte aussprechen solle, schwieg. Es währte nur einige Athemlängen, und schon hatte sich seine Wuth gedämpft, schon schreckte

er vor jener vorzeitigen Enthüllung zurück, welche alle seine Plane für die Zukunft mit einem Male durchschnitten hätte; er drängte die Worte in die Tiefe seiner Seele zurück, da in diesem Augenblick die Liebe wieder überwiegend hervortrat; so schnell errang in seinem Herzen eine Leidenschaft den Sieg über die andere! Er begann wieder: „Laßt mich schweigen von diesen Dingen, sie entheiligen den Ort, den Eure Reinheit geweiht. Juliane!“ er ergriff wieder ihre Hand, „seid Ihr noch immer nicht entschlossen?“

„Nein, gnädiger Herr! ich bin es nicht, und werde auch niemals zu diesem Entschlusse kommen. Und nun, mein hoher Fürst! erlaubt mir gnädigst nur eine Erinnerung. Ich bin hierher gekommen, um für meinen Gatten von Euch, dem schwer Beleidigten, Gnade auszuwirken. Ihr habt sie mir versagt. Ich bin ein schwaches Weib, und vermag nichts als zu bitten, — wenn dies nicht frommt, hört meine Macht auf, und ich muß als unerhört von dannen ziehen. Darum erlaubt, daß ich mich entferne!“

Der kalte, schneidende Ton, in welchem diese Worte gesprochen waren, regten den Fürsten gewaltsam auf. So wie früher sein Zorn, so begann sich nun sein Stolz zu bäumen, und die sündige Gier war die Geißel, welche ihn nur noch unbändiger

machte. Mit wild funkelnden Blicken rief er: „Ihr werdet dieses Gemach nicht verlassen!"

Die Freifrau zog sich mit Würde zurück und sprach mit Nachdruck: „Mein gnädiger Fürst — ich werde mich entfernen!"

„Nein, Ihr werdet es nicht verlassen!" rief er und ging auf sie zu.

„Mein Gott — Hülfe — wer schützt mich?"

„Ihr ruft vergebens — keine menschliche Seele ist in der Nähe."

Er will sie umfassen — die Thüre geht auf — Katharina mit unverhülltem Antlitze tritt auf die Schwelle — und ruft mit zitternder Stimme: Albrecht von Mildenberg!"

Der Herzog erschrickt — einen Athem lang — dann taumelt er auf. —

„Katharina!" ruft er, sein Antlitz mit den Händen bedeckend — die Freiin eilt auf die Blinde zu, faßt ihre Hand — und verläßt eilends mit ihr das Gemach.

Der Herzog sinkt erschüttert in einen Stuhl.

Auf der Straße angelangt, ruft sie ihren harrenden Dienern zu: „Schnell — schnell von hinnen!" —

Sie und die Blinde sitzen in der Sänfte — man eilt gegen die Stadt zu.

„Katharina!" lispelte die Freiin, „wir sind in Wien keinen Augenblick sicher — noch heute Nacht verlassen wir heimlich die Stadt — unser Weg geht ins Gebirge nach Schloß Eichbüchl!"

Neuntes Capitel.

Die Sendung Baumkirchers zu dem Könige von Böhmen war ganz nach Wunsch ausgefallen. Georg von Podiebrad erbot sich als Helfer und Mittler zu erscheinen.

Prinz Victorin, Graf zu Glatz und Herr zu Podiebrad, Sohn des Königs, zog mit dem Vortrabe des Heeres voraus, welchem der König selbst gleich nachzufolgen versprach. In der Begleitung des Prinzen befanden sich Zdenko von Sternberg, der Oberstburggraf von Prag; Niklas Terbezky, Marschalk; Herr Burghart Gamerit, königlicher Kammerherr, und noch viele Edlen des Böhmerlandes, endlich auch der kaiserliche Abgesandte Andreas Baumkircher. Die Stärke dieser Heeres-Abtheilung betrug 2000 Mann. Schon am vierten Tage nach ihrem Auszuge von Prag langten sie in Korneuburg an, von hier zog man längs der Donau

hinauf. Die dem Kaiser getreuen Städte Krems und Stein öffneten willig die Thore, die Kriegswagen der Böhmen wurden mit Wein, Fleisch, Brod und anderen Lebensmitteln freigebig beladen, — dann ging es nach Schloß Ort, am Abflusse der March in die Donau gelegen, dessen Eigenthümer, Gamrit von Fronau, erst kürzlich dem Herzoge seine Absage übersandt hatte. Unter dem Schutze dieses Landherrn übersetzte der Vortrab des Böhmerheeres den Donaustrom, und zog dann gen Himberg, um hier die Ankunft des nachfolgenden Hauptheeres abzuwarten, und sich bei Fischamend mit den Getreuen aus Oesterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen zu vereinigen.

Es war gegen die Mitte des Novembermonats.

Der Winter in seiner vollen Stärke herrscht im Lande. Es ist Morgen, ein eisiger Nord pfeift über Berg und Thal, die schneebedeckten Bäume wiegen unzufrieden ihre eisschweren Häupter und schütteln feinen Schneestaub von den Gliedern. Der Himmel ist rein, aber auch ihn hat der Winter gebleicht, er sieht nicht mehr mit dem tiefblauen Auge auf uns herab, er winkt uns nicht mehr mit jenem südlichen Lächeln, sondern starrt uns mit nordischem Ernst an. Die Sonne geht auf. Ist dies derselbe Stern, wel-

cher uns im Sommer bescheint? Ist dies dieselbe Feuerkugel, die Blumen aus der Erde lockt, die Saaten und Wein reift? Wär' es möglich, wohin wäre dann ihre Gluth, wohin ihr Wärmefluß verschwunden? — Langsam steigt sie herauf, aber nicht um ihre Strahlen auf unsre Häupter zu senken, nein, sie sieht uns nur mißgünstig von der Seite an; und wenn sie kömmt, so wird der Frost noch eisiger, noch beißender, und der Landmann spottet ihrer und spricht: „Ei sieh da, Frau Sonne hat in ihren alten Tagen noch einmal Zähne bekommen!" Und sie scheint es zu wissen, wie wenig sie jetzt wirkt und schafft, deshalb macht sie sich auch zeitig wieder auf, und taucht hinab, um am andern Morgen spät, eben so schwerfällig wie heute, empor zu klimmen. — Aber wenn auch keine W ä r m e, so bringt sie doch immer ihren alten G l a n z mit sich; sie gleicht ganz j e n e n F ü r s t e n, d i e d e n g e s u n k e n e n W o h l s t a n d i h r e r V ö l k e r d u r c h d i e P r a c h t i h r e s H o f e s v o r d e n A u g e n d e r W e l t z u d e c k e n s t r e b e n! Ja, G l a n z bringt sie in Ueberfluß mit, denn die Schneemassen funkeln und strahlen wie riesige Diamantenplatten, der wehende Schneestaub flimmert wie Goldsand, das Eis spielt in den sieben Farben des Regenbogens, und Millionen feurige Funken tanzen und glitzern wie winzige Irrwische durch die Luft.

Zwischen dürren Bäumen ragen aus der Ferne kantige Schneehügel mit ablaufenden Flächen empor, es sind die beschneieten Dächer eines Dorfes; über dieselben hinaus streckt sich ein schwächliches Kapellen-Thürmlein, dann ein etwas größeres Gebäude, das Schloß; dies ist Himberg. Hinter dem Orte steigen unzählige Rauchsäulen in die Luft und werden, in Eins zusammengeflossen, von dem Winde verweht. Ein dumpfes Getöse dringt von dort aus in die Ferne, denn dort haben die böhmischen Hülfsvölker ihr Lager aufgeschlagen.

Ein einzelner, gegen Himberg wandernder Mann zieht unsre Aufmerksamkeit an sich. Es ist Heinrich Blumtaler, der Sendling des Kaisers.

Rüstigen Schrittes nähert er sich dem Orte; ohne weiteres Abenteuer langte er glücklich am ersten Ziele seiner Sendung an. Nicht mit Unrecht folgerte er, daß die den Zug begleitenden Edelherren im Schlosse ihre Wohnung aufgeschlagen haben würden, deshalb begab er sich dahin.

Im Hofe angelangt, gerieth er in so wirres Treiben kommender und davon eilender Krieger, in ein solches Getümmel beschäftigter Diener, daß er für den ersten Augenblick nicht wußte, an wen er sich wenden solle, um nach dem kaiserlichen Hauptmanne

zu fragen. Er ging daher auf den Nächsten zu, und trug ihm sein Anliegen vor.

„Ihr wünscht also den Ritter Baumkircher zu sprechen?"

Es erfolgte eine bejahende Antwort.

„Das ist für jetzt unmöglich, denn er hat heute Morgens mit einer ansehnlichen Begleitung das Schloß verlassen."

„Wenn wird er zurückkehren?"

„Darüber kann ich Euch keine genügende Auskunft geben."

„Wißt Ihr auch nicht, wohin er sich begeben?"

„Auch das weiß ich nicht."

Heinrich befand sich in einer mißlichen Lage. Er wußte, daß hier jeder Augenblick kostbar war, sein Auftrag lautete, dem Hauptmanne alsogleich bei seiner Ankunft das Schreiben zu überreichen. Was sollte er thun? Dessen Rückkehr erwarten? Wer wußte, wann diese erfolgte? Die Verlegenheit mochte an den Mienen des Jünglings zu erkennen gewesen sein, denn der Andere fragte ihn nach einer Weile: „Ist die Ursache, welche Euch zu dem Edlen führt, sehr dringend?"

„Sie ist von höchster Wichtigkeit."

„So will ich Euch einen Rath ertheilen. Hier

befindet sich der Edle, Christoph von Lichtenstein, er lebt mit dem Hauptmanne in freundschaftlichem Einverständnisse, und wird Euch wahrscheinlich genügende Auskunft ertheilen können."

„Christoph von Lichtenstein?" fragte Blumtaler erstaunt, „ist dies ein Verwandter jenes Heinrich von Lichtenstein?"

„Ja, ja, die beiden Edlen sind Brüder, der Letztere ist ein Herzoglicher, dieser hier ein Kaiserer."

Der junge Mann sah ein, daß es für den Augenblick das Klügste wär, was er thun konnte, er bat daher den freundlichen Rathgeber, daß er ihn zu dem Edlen hinweisen möge.

Willig fügte sich dieser dem Begehren. Wenige Minuten vergingen, und Heinrich stand dem Landherrn gegenüber.

Als der Edelherr erfuhr, daß der junge Mann mit dem abwesenden Hauptmanne zu sprechen wünsche, betrachtete er ihn mit aufmerksamen Blicken und sprach: „Ihr müßt mir gegenüber etwas umständlicher sein. Sagt mir, in wessen Auftrage seid Ihr hier erschienen?"

Blumtaler wurde verlegen; er getraute sich nicht recht, seine Sendung preiszugeben, bis der Edelherr, seine Gedanken errathend, fortfuhr: „Eure Vorsicht ist zwar lobenswerth, allein bei mir ist sie überflüssig.

Ich und der Hauptmann verfolgen einen Zweck; Ihr könnt mir daher ganz ohne Scheu den Namen dessen nennen, welcher Euch absandte."

„Ich glaube einem Anhänger unseres kaiserlichen Herrn gegenüber zu stehen?"

„Beim Himmel! das bin ich;" rief der Lichtenstein, „ein eben so getreuer als der Baumkircher und noch viele Andere."

„Nun denn, so kann ich es Euch schon vertrauen, daß ich aus der belagerten Burg mit einem Auftrage vom Kaiser selbst an den Hauptmann abgesandt bin."

„Dann ist die Sache freilich so wichtig, daß Ihr noch heute mit dem Baumkircher sprechen müßt. Er ist nach Traiskirchen hinüber, und wird vor zwei Tagen nicht wiederkehren. Es ist daher am zweckmäßigsten, Ihr begebt Euch dahin, und sucht ihn dort auf. Damit Ihr den Weg rascher zurücklegt, werde ich Euch beritten machen, und Euch Sicherheits halber ein Häuflein Reiter mit einem Rottmeister mitgeben. So könnt Ihr schon bis Abend in Traiskirchen eingetroffen sein, und morgen früh Euren Weg nach Wien fortsetzen."

Heinrich dankte dem Edlen für die freundschaftliche Fürsorge, und bald darauf, nachdem ihm noch ein stärkendes Mahl getischt war, saß er zu Roß, und

fort ging es durch Schnee und Eis im raschen Trabe gegen Traiskirchen.

Die Nacht war schon herangebrochen, als sie dort anlangten. Der Rottmeister des Häufleins, welcher die Weisung erhalten hatte, wo er den Hauptmann wahrscheinlich treffen würde, verfügte sich mit Heinrich dahin. Es war ein kleiner Hof mit einem niedern Häuschen, welches jenen von drei Seiten einschloß. In einem Gemache befand sich der Ritter. Der junge Mann athmete leichter auf, als er endlich die Anwesenheit dessen vernahm, den er suchte.

Der Hauptmann befand sich allein, als Heinrich eintrat.

Welch eine Gestalt trat diesem entgegen!

Eine fast riesenhafte Größe, kolossale Glieder, stark ausgeprägte Gesichtszüge, und endlich eine in allen Theilen sich offenbarende Kraft und Stärke waren diesem Manne zu eigen. Sein langes Haupthaar, sein üppiger Bart gaben ihm ein echt mannhaftes Aussehen, welches der muthfunkelnde Blick des Auges nur noch mehr heraushob. Es hätte nicht der kriegerischen Tracht bedurft, um ihn als einen würdigen Martissohn zu bezeichnen. So war Andreas Baumkircher, und nur so mußte der Mann beschaffen sein, welcher vor beiläufig zehn Jahren denselben Kaiser Friedrich IV., als er in der bela-

gerten Neustadt von den Cilley und Eyzinger bestürmt wurde, vor schimpflicher Gefangenschaft bewahrt hatte, indem er ganz allein am Wienerthore die heranstürmenden Feinde abhielt, sich durch einen mächtigen Sprung seines Rosses über den Stadtgraben durch das Thor rettete, und solcher Weise die Feinde von der Stadt abschnitt.

Ein Gefühl der Ehrfurcht beschlich die Brust des jungen Mannes, als er diesem Helden gegenüberstand. Mit fast bebender Hand überreichte er dem Hauptmanne das kaiserliche Schreiben. Mit Staunen las dieser die Zeilen, welche, von Friedrich selbst geschrieben, ihm in wenigen Worten die dringendste Eile anempfahlen.

„Der kaiserliche Herr," nahm jetzt der Ritter das Wort, „muß großes Zutrauen in Eure Treue setzen, da er Euch diese Zeilen übergab; Ich freue mich, einen so wackeren jungen Mann zu begrüßen, und wünsche Euch Beharrlichkeit in Euren jetzigen Meinungen und Gesinnungen. Unser kaiserlicher Herr fordert eine Antwort von mir; die ist überflüssig, denn heute Morgens habe ich einen vertrauten Boten in die Burg abgefertiget, welcher jetzt wahrscheinlich schon dort angelangt sein wird. Zur größeren Vorsicht jedoch will ich Euch jene Botschaft mittheilen, für den Fall, daß meine Sendung durch den Feind verun-

glückt sein sollte. Wenn unser kaiserlicher Herr das Schloß so lange halten kann, bis der edle Böhmerkönig mit dem Hauptheere angelangt sein wird, so wäre dies am besten, weil man dann dem Feinde mit offener Gewalt entgegentreten, und ihm die Stirne bieten könnte. Sollte jedoch die dringendste Noth ein ferneres Halten der Burg unmöglich machen, so sollen zum Zeichen auf einem der Thürme des Tages eine weiße Fahne ausgesteckt, und des Nachts Pechkränze angezündet werden, in welchem Falle wir einen Sturm auf eine der Vorstädte unternehmen werden, und so durch Ueberrumplung thun, was man mit den wenigen Mannen auszuwirken im Stande sein wird. Was mich belangt, so werde ich mich morgen Mittags nach Himberg zurückbegeben, wenn hier die von mir und mehreren Steierischen, Krain'schen und Kärnthen'schen Edlen verabredete Zusammenkunft stattgefunden haben wird."

Der Bescheid war so klar, daß für den jungen Mann nichts mehr zu wünschen oder zu fragen übrig blieb. Der Hauptmann richtete noch einige Fragen an ihn in Bezug auf die Art und Weise, wie er hierher gekommen; Heinrich ertheilte die Auskunft.

„Die Unsicherheit von hier durch den Möblinger Wald erheischt es," sprach der Hauptmann, „daß ich Euch von hier bis nach Wien wieder eine Begleitung mit-

gebe; jenseits des Wienerberges könnt Ihr schon ohne Sorgniß die Fußreise antreten und Euer Roß dem Rottmeister zum Rückwege übergeben. Und nun mit Gott! Das Nachtquartier nehmt hier in diesem Hause, ich werde Sorge tragen, daß Euch ein Kämmerlein geräumt werde. Grüßt mir die Edlen in der Burg, in längstens acht Tagen soll ihre Noth ein Ende nehmen."

Heinrich grüßte ehrerbietig den Ritter und verließ das Gemach.

Ein kleines, aber traulich erwärmtes Kämmerlein nahm ihn auf, eine bequeme Lagerstätte verhieß ihm Ruhe, ein Tisch mit einem Abendmahle stand bereit, eine Lampe brannte und erleuchtete das Stübchen.

Mit Wohlbehagen genoß er das Mahl, das Gefühl glücklich vollbrachten Tagewerkes beseligte ihn ganz. Er ließ sich auf dem Lager nieder, ohne die Lampe zu löschen, und hing eine Weile seinen Gedanken nach. Die Ergebnisse der verflossenen Tage, Wochen, Monate streiften in seinem Gedächtnisse vorüber, er glaubte Ursache zu haben, mit sich vollkommen zufrieden zu sein. Wie natürlich trat auch das Bild der Geliebten vor seine Seele, frisch, lebendig, als ob sie ihn erst vor einigen Augenblicken verlassen hätte. Er hatte ihrer fast täglich, ja stündlich ge-

dacht, das liebe Bild verlebendigte sich ja in seinem Geiste, so oft er irgend etwas ausführte, was ihn in ihren Augen höher stellen konnte; im Kampfe, bei der Arbeit, beim Gebet! Wie würde sie sich jetzt freuen, wenn sie erführe, daß er einer Sendung des Kaisers gewürdigt worden; welch Entzücken für ihn, wenn er in diesem Augenblicke hätte hintreten und ihr sagen können, wie sehr er sich abermals ihres einstigen Besitzes würdiger gemacht habe!

Es ist wahr, von dem Augenblicke an, wenn die Heiligkeit der Liebe unser Herz weiht, von diesem Augenblicke an hat unser einfaches Leben aufgehört, und ein Doppelleben beginnt; unser Sinnen und Trachten genügt jetzt nicht mehr für uns allein, unser Geist ist nicht mehr für das einzige Ich thätig, sein Wirken geht nun auch auf ein zweites Wesen über; das Leben wird uns um so heiliger, weil an demselben noch ein anderes hängt, welches sich mit ihm verbrüdert, verzweigt; es sind zwei Personen und ein Geist, zwei Herzen und ein Schlag!

Heinrich ruhte noch immer schlaflos auf dem Lager, als ihn ein Gemurmel vor dem Fenster seines Stübchens aus dem Nachdenken störte. Er horchte eine Weile, es waren mehrere Männerstimmen, unter welchen er dann und wann eine Dame zu vernehmen

glaubte. Dies machte ihn neugierig; er erhob sich, trat an's Fenster und öffnete es.

Außen auf der Straße war Mond und Schneelicht, es mochte nahe an Mitternacht sein. Er bemerkte eine große, von zwei Rossen getragene Sänfte. Mehrere Bewaffnete umstanden dieselbe. Sie berathschlagten eben, was sie thun sollten. Man hatte gehofft, hier einige Stunden auszuruhen, um dann den Weg weiter fortsetzen zu können. Nun aber ergab es sich, daß in dem Hofe keine Stube mehr leer war, in welcher die Damen einige Erhohlung genießen und vor dem Froste Zuflucht finden konnten.

Dies Alles entnahm der junge Mann aus den wechselseitigen Reden der Bewaffneten.

Wer mochten aber die Damen sein, welche sich zu so ungünstiger Zeit noch auf dem Wege befanden? Der Fall war so außergewöhnlich, daß er anfangs seine Neugierde erregte, später aber, als er die bedrängte Lage in Erwägung zog, ging die Neugierde in Theilnahme über, und diese nahm von Augenblick zu Augenblick dermaßen zu, daß er den Damen zu helfen beschloß, indem er ihnen sein Stübchen anbieten wollte. Er ging zur Thüre, öffnete sie, um das Gehöfte zu verlassen, und auf die Straße zu gelangen. Das Thor war aber gesperrt, er faßte daher einen raschen Entschluß, eilte in die Stube zurück,

und da das Fenster kaum einige Schuh hoch von der Straße erhöht war, so öffnete er die Balken vollends, und sprang hinaus. Er näherte sich der Sänfte. Einem der Diener, welcher ihn anhielt, gab er die bestimmte Auskunft, und dieser, erfreut, dem Uebelstande so plötzlich durch die Ritterlichkeit des jungen Mannes abgeholfen zu sehen, leitete ihn selbst zur Sänfte, wo Heinrich sein Anerbieten vorbrachte.

Noch hatte er nur wenige Worte gesprochen, als er mit dem Ausdrucke des Erstaunens den Namen Blumtaler aus der Sänfte nennen hörte.

Er wurde betroffen. „Ihr kennt mich?" fragte er verwundert, und blickte forschend in die Sänfte; die Eine der Damen schlug den Schleier zurück, es war die Freiin von Ellerbach!

Ohne sich weiter in Verständigungen einzulassen, wurden die Rosse mit der Sänfte knapp an das Fenster geführt, mit einiger Mühe stiegen nun die Damen Hand in Hand auf die Brüstung, dann mittelst eines Stuhles in die Stube.

Das Fenster wird rasch geschlossen — Heinrich eilt in den Hof, trägt Holz herbei — bald lodert ein lustig Feuer im Kamine, die Lampe brennt noch immer auf dem Tische, ein Diener bringt aus der Sänfte Erfrischungsmittel, und Heinrich hatte die Freude, die Damen für einige Stunden untergebracht zu haben.

Die Andere derselben war Katharina.

Die Freiin von Ellerbach nahm das Wort:

„Ihr findet mich auf dem Wege nach Schloß Eichbüchl, diese Dame hier ist meine Begleiterin. Die Ursache, welche uns dahin zu flüchten bewegt, ist die Gefahr, die sowohl mir als dieser Frau von Seite des Herzogs droht; Ihr werdet daher die Begegnung mit uns ebenso als das Ziel unserer Reise als Geheimniß bewahren. Dies ist Alles, was ich Euch mitzutheilen hatte, um Euch mein Erscheinen zu erklären. Und nun laßt hören, welche Ursache hat Euch hierher gebracht?"

Heinrich erzählte.

Während dieser Zeit saß die Blinde horchend da, ihr Antlitz war immer gegen den jungen Mann gerichtet, die schwarze Binde lag wieder um ihre Augen, aber unter derselben rollten die erblindeten Augäpfel, und preßten sich an die Lider; Heinrichs Stimme war in ihre Seele gedrungen, verursachte ihr Unruhe, Beklemmung, ohne daß sie sich die Ursache hievon anzugeben wußte.

Er hatte geendet. Juliane war erfreut, den jungen Mann auf so würdigem Lebenswege zu finden, und äußerte dies auch unverhohlen in Worten. Die Blinde blieb indessen still; wurde an sie eine Frage gerichtet, so war sie karg, und einsylbig, und

als die Freifrau um die Ursache dieser Düsterkeit fragte, erwiederte sie: „O, laßt mich heute, Juliane, wenn Ihr die traurigen Gedanken meiner Seele wüßtet, wenn Ihr gewisse Erinnerungen kenntet, Ihr würdet gewiß nicht in mich dringen!“

Heinrich sah die Freifrau staunend an, doch diese winkte ihm abweisend, und begann, um seine Aufmerksamkeit von Katharina abzulenken, von dem traurigen Geschicke ihres Gatten zu erzählen.

„Der Herzog,“ schloß sie ihre Mittheilung, „läßt sich nicht zur Gnade bewegen; ich werde daher von Eichbüchl aus dem alten Kling den Vorfall mittheilen, vielleicht daß sein Einfluß im Stande sein wird, den Erbitterten zu besänftigen.“

Als Heinrich den Vater Amelei's erwähnen hörte, fragte er rasch: „Habt Ihr, gnädige Frau! schon lange von Urschendorf keine Nachricht erhalten?“

„Seitdem Vater und Tochter Wien verlassen haben.“

„Wie weit ist Eichbüchl von Urschendorf entfernt?“

„Kaum drei Stunden Weges.“

„Drei Stunden,“ rief der junge Mann freudig erstaunt, „so nahe! O mein Himmel! wenn ich mit Euch ziehen könnte. Aber mich ruft die Pflicht zu-

rück; ich kann nichts, als meine herzlichsten Grüße dahin senden."

Noch eine Weile sprachen Beide mitsammen, als ein leises Klopfen an der Thür das Zweigespräch störte. Blumtaler eilte dahin, es war der Rottmeister, welcher ihm kündigte, daß die dritte Morgenstunde vorüber und die Rosse schon gesattelt und zum Aufsitzen bereit seien.

„Ich muß Euch nun verlassen, gnädige Frau!" sprach der Jüngling traurig, „Ihr könnt noch einige Stunden ruhen, ehe Ihr Euren Weg fortsetzt. Ich hätte Euch so viele Grüße mitzugeben, doch Ihr wißt ohnedem, was ich Euch zu sagen wünschte; ich überlasse es daher Euch, mein Schweigen zu deuten. Lebt recht wohl, und wenn die Zukunft heitere Tage bringt, so will ich nicht vergessen, daß ich Vieles davon Euch zu danken habe."

Er küßte der Freiin die Hand; nun stand auch Katharina auf, und streckte ihm ihre Hand entgegen. Er faßte sie und fühlte einen leisen Druck.

„Verzeiht," begann sie, „wenn ich mich bis jetzt kalt und abgeschlossen dem Gespräche entzogen. Aber in meinem Innern waren traurige Gedanken erwacht, die mich in die Vergangenheit versetzten, und für die Gegenwart unempfindlich machten. Jetzt, da Ihr auf dem Punkt steht, uns zu verlassen, jetzt thut es mir

weh, und ich fühle doppelt den Schmerz. Lebt wohl, denkt an die arme Blinde, in deren Seele der Name Heinrich so traurige Erinnerungen geweckt hat."

Blumtaler küßte ihre Hand, und verließ, von einem drückenden Gefühle begleitet, die Stube.

Wenige Minuten vergingen, und das kleine Häuflein zog gen Wien.

— — — — — — — — — Holzer saß nachdenkend in einem Gemache jenes Hauses, welches früher dem Rathsherrn Simon Potlin zu eigen war, der bei jener Gelegenheit, als der Rath durch Hanns Kirchheimer gefangen wurde, glücklich davon gekommen war. Der Bürgermeister hatte sich dessen Haus zugeeignet, ließ den Wein des Geflüchteten ausschenken, und nahm dessen Werthschaften, bei 16,000 Gulden, in Beschlag. Die nun eingetroffene Nachricht, daß zu des Kaisers Befreiung Anstalten getroffen würden, und die Erwägung der Folgen, wenn diese gelingen sollte, beschäftigte ihn in diesem Augenblicke.

„Frieden," sprach er bei sich, „werden sie nicht schließen, denn ihre Gemüther sind zu erbittert. Wenn sie aber hierzu gezwungen würden? — Dann wird er erst nicht von Bestand sein! — Nur keinen Frieden, nur keine Aussöhnung, und sollte dies dennoch zu befürchten sein, dann wäre es an der Zeit, sich dem

Kaiser zuzuwenden. — Steigen konnte ich nur durch den Herzog, aber mich erhalten auf dieser Höhe, dazu bedarf ich des Kaisers. So lange der Sturm währt, welcher mich hinaufgewirbelt, so lange schweb' ich in der Höhe, drum schnell sicheren Fuß gefaßt, ehe er seine Schwingen einzieht. Der Herzog — ich baue nicht auf ihn — seine Freundschaft ist Sand – wenn er fühlt, daß die Verpflichtungen aufhören, so vergißt er der Vergangenheit. Bei ihm sind zu viele Leidenschaften wach, und im Kampfe derselben droht Gefahr. Und doch bin ich es gewesen, der ihm schon in früheren Jahren so viele Dienste geleistet; hab' ich ihm damals nicht in jenem Liebesverhältnisse mit dem Fräulein — doch wozu diese Erinnerungen! Dies Alles wäre bei ihm längst schon vergessen, lebte nicht noch ein sprechender Zeuge jener Tage, und diesen muß ich ihm unter die Augen führen. Er soll meine Handhabe werden, an welcher ich den Herzog fassen will."

Er erhob sich, ging sinnend auf und nieder, bis er durch das Eintreten eines Mannes aus seinen Gedanken gerissen wurde.

Heinrich Blumtaler stand ihm gegenüber.

Der Bürgermeister erschrak heftig, als er den jungen Mann erkannte; doch zwang er sich bald zu einem Lächeln, welches aber sehr den Charakter des

Widerlichen an sich trug; um dies jedoch zu verwischen, sprach er in einem freundschaftlich heiterem Tone:

„Heinrich Blumtaler! bist Du es wirklich, oder trügt mich mein Auge? Ich hätte Deinen freiwilligen Besuch meines Hauses zu den Unmöglichkeiten gezählt, wenn mich nicht die Wirklichkeit des Gegentheils überzeugte."

Heinrich fand es für gut, in demselben Tone zu erwiedern:

„Es hat mich vieles Suchen gekostet, bis ich Euch, Herr Bürgermeister! in dieser neuen Wohnung aufgefunden habe. Wenn ich nicht irre, so hat dieses Haus noch vor Kurzem dem Rathsherrn Simon Potlin gehört?"

Holzers Blick verfinsterte sich; er fühlte, was Heinrich damit sagen wollte. Nach einigen Augenblicken entgegnete er:

„Du scheinst vergessen zu haben, Heinrich Blumtaler, daß Du selbst die Bande zerrissen hast, welche uns früher umschlangen. Fürchtest Du nicht, daß auch ich die Vergangenheit ganz aus dem Sinne verlieren könnte, um nur als Bürgermeister vor Dir zu stehen?"

„Und als Herzog Albrechts Anhänger!" setzte der junge Mann hinzu, „das dürft Ihr am aller-

wenigsten vergessen, denn als solchem habe ich eine wichtige Botschaft an Euch!"

„An mich? Von wem?"

„Von meinem Herrn und Gebieter, dem Kaiser!"

Holzer zuckte zusammen, durchflog mit einem ängstlichen Blicke das Gemach, eilte zur Thüre und stieß den Riegel vor.

„Unvorsichtiger!" begann er dann, „warum setztest Du mich nicht gleich davon in Kenntniß? Sprich, was hast Du mir zu künden?"

Heinrich überreichte ihm den Brief.

Mit zitternden Händen erbrach der Bürgermeister das Siegel und begann zu lesen.

Obwohl es nur einige Zeilen waren, so währte es doch eine geraume Weile, bis er fertig wurde; er mochte wahrscheinlich einige Male gelesen haben, um den Inhalt dem Gedächtnisse einzuprägen, denn am Ende knitterte er das Papier zusammen, eilte zum Kamine, übergab es den Flammen, und verließ nicht eher den Platz, bis es sich ganz verzehrt hatte. Dann näherte er sich wieder dem jungen Manne, und sprach mit Ernst:

„Heinrich, der Kaiser muß großes Vertrauen in Deine Treue setzen, indem er Dir diese Zeilen für mich übergab."

„Ihr werdet nun wohl, Herr Bürgermeister, ein Gleiches thun, denn ich soll und muß meinem kaiserlichen Herrn eine Antwort bringen."

Holzer sann eine Weile nach, dann sprach er:

„Ich werde sie Dir geben, jedoch mündlich. Merke Dir wohl die Worte, denn jedes derselben ist von Bedeutung: Melde dem Kaiser meinen unterthänigsten Gruß, er möge sich gnädigst erinnern, daß jeder Vogel schwer zu ergreifen, so lange er sein Nest baut, ist dieses aber einmal fertig geworden, und sitzt er in demselben, dann kann man ihn fassen! Dies ist die Antwort auf seine Zeilen. Später soll er schon mehr von mir zu hören bekommen."

Holzer schwieg. Heinrich schien über die eben erhaltene Antwort nachzusinnen.

Nach einer Weile nahm der Bürgermeister das Wort:

„Und nun komm her und erzähle mir, wie es Dir gelungen, die Gunst des Kaisers in so kurzer Frist in so hohem Maße zu erringen."

Blumtaler willfahrte diesem Wunsche, überging jedoch Alles, was den mißlichen Zustand der Burg hätte verrathen können, mit Stillschweigen.

Holzer hörte aufmerksam zu, und als der junge Mann geendet hatte, lächelte er und sprach:

„Du kannst von Glück sagen. Dein Freund

Beheim hat Dir gute Dienste geleistet, und doch muß ich es nur bedauern, daß Du mir damals nicht Folge geleistet hast. Ich darf den Schleier des unseligen Geheimnisses noch nicht lüften, aber wenn Du Alles wüßtest, Du würdest mir zugestehen, daß ich Recht hatte. Ich kann daher selbst im jetzigen Augenblicke nichts Anderes thun, als Dir rathen, jene Vortheile aufzugeben, und Dich dem Herzoge anzuschließen."

„Eure Worte setzen mich in Staunen. Wollt Ihr mich, Herr Bürgermeister, vielleicht auf die Probe stellen, oder ist Eure Zumuthung wirklich Ernst? Eines wie das Andere liefert mir den Beweis, daß Ihr in mir noch immer einen Knaben zu sehen beliebt. Nie — ich wiederhole es zum öftersten Male — nie werde ich in dieser Beziehung meine Sinnesart ändern."

Ein eintretender Diener des Herzogs machte dem Gespräche ein Ende, er brachte dem Bürgermeister eine Einladung von dem Fürsten, mit dem Bedeuten, daß dieser ihn jetzt erwarte, um ihm über den bewußten Gegenstand Gehör zu gönnen.

Holzer versprach sogleich zu kommen.

Als sich der Diener entfernt hatte, faßte er die Hand des jungen Mannes und sprach nicht ohne Gefühl:

„Heinrich, ein guter Engel ließ Dich diesen Morgen hierher kommen —"

„Es war der Kaiser," unterbrach ihn Blumtaler.

„Du mußt augenblicklich mit mir zum Herzog!"

„Zum Herzog?" fragte der Andere erstaunt.

„Weigere Dich nicht. In kaum einer Stunde wirst Du mir dafür dankbar sein."

Ein Gedanke des Mißtrauens erwachte in der Seele des Aufgeforderten.

„Was soll ich beim Herzoge?" fragte er mit einem Blicke, welcher seinen Zweifel hinlänglich verrieth.

„Hinweg mit jedem Mißtrauen, Du bist dort sicherer, als an jedem anderen Orte. Ich baue auf Deine vollkommene Verschwiegenheit. Du bist bei mir nicht als Bote des Kaisers erschienen. Hast Du mich verstanden? Gieb eine andere Ursache an — sage, Du wärst mit einem Auftrage in der Neustadt gewesen — "

Heinrich überlegte. Das Einverständniß Holzers mit dem Kaiser gab Jenen gewissermaßen in seine Gewalt, er glaubte daher mit Recht, von ihm nichts befürchten zu müssen. In dieser Beziehung beruhigt, gewann jenes Gefühl, welches ihm dem Bürgermeister zu folgen hieß, mehr an Wirksamkeit. Was sollte

er dort erfahren? Was mochte es nur sein, was ihm der Herzog zu entdecken hatte? Kannte dieser vielleicht die dunkeln Schicksale seiner Jugend? —

„Herr Bürgermeister!“ nahm er jetzt das Wort, „ich habe meinen Entschluß gefaßt, und folge Euch zum Herzog. Ich vertraue Euch meine Freiheit an; denn Ihr werdet nicht in Abrede stellen, daß die Lage eines Mannes, welcher als warmer Anhänger des Kaisers bekannt ist, — und dieses werde ich nie verhehlen, noch viel weniger aber gar leugnen, — dem Herzog gegenüber immer eine gefährliche ist. Ich muß gestehen, es müßten wichtige Gründe vorhanden sein, wenn ich so frei, wie ich gekommen, wieder von ihm gehen sollte. Ihr habt mir aber volle Sicherheit verheißen, ich vertraue mich Euch an, und nun kommt!“

Beide verließen das Gemach und das Haus. —

— — — — — — — — Herzog Albrecht befand sich beim Frühmahle.

Sein Antlitz glühte, sein Auge blickte feurig; er war munter, eine heitere Laune verrieth sich aus jeder Bewegung.

Nach einer Weile tritt Ortolf Greimann ein.

„Ist nach dem Bürgermeister gesendet?“

„Ja, mein gnädigster Herr.“

„Sind die Nachforschungen fortgesetzt worden?“

„Mit allem Eifer. Aber die Frauen sind nirgends zu erspähen. Sie müssen die Stadt verlassen haben. Im Hause auf dem Graben vermuthet man, sie wären nach Urschendorf geflüchtet, dessen Besitzer als langjähriger Freund der Freiin bekannt ist.“

„Also nach Urschendorf! Verdammt! das ist ein starkes Nest, da sind sie freilich vor der Hand sicher. Aber wer weiß, ob sie auch wirklich dort sind? Du wirst mir Gewißheit verschaffen. Hast Du mich verstanden?“

Der Herzog nahm den vor ihm stehenden Becher, und leerte ihn zur Neige, dann fuhr er fort: „Ich muß darüber Gewißheit haben, auf welche Weise die beiden Frauen zusammentrafen. — O, daß Juliane mir diesmal entkam! Die Ueberraschung war aber außerordentlich, und ehe ich mich gefaßt hatte, waren Beide entschlüpft. Doch wenn nur Berthold — dann soll sie mir nimmer entkommen.“

Diese letzten Betrachtungen hatte er mehr vor sich hingemurmelt. Jetzt fragte er wieder: „Wie benimmt sich der Edle von Ellerbach?“

„Bisher noch immer geduldig. Die Gefangenschaft währt ja kaum einige Tage über eine Woche.“

„Was ich in Bezug auf ihn anbefohlen, muß strengstens befolgt werden. Und je länger sich die Frist hinausdehnt, desto größere Vorsicht ist erforder-

lich. Du kannst doch Deinem Gehülfen — vollkommen vertrauen?"

„Bis jetzt, ja! Wenn es jedoch zum entscheidenden Augenblicke kommen sollte, so bedarf ich eines Anderen. Dieser taugt zu solchem Geschäfte nicht. Er ist mir zwar treu und ergeben bis in den Tod, allein dies genügt nicht, er ist zu weich, zu wehmüthig; deshalb habe ich Sorge getragen, einen Andern aufzusuchen. Der Zufall führte mir einen jungen Burschen zu. Ein häßlicher, verwegener Schelm, der gerades Weges zu mir kam und mir seine Dienste anbot. Ich habe ihn angenommen, und ihn meiner sorgfältigsten Beobachtung unterzogen. Nach Allem, was ich bisher bemerkt, ist er ganz so wie ich ihn benöthige, und ich glaube, ihm vertrauen zu dürfen."

Der Herzog nickte zufrieden vor sich hin, und entließ den Vertrauten.

Nach einer Weile wurde der Bürgermeister gemeldet und vorgelassen. Heinrich Blumtaler blieb außen im Vorgemache. Er befand sich allein, und bekam nun Muße, über seine Lage nachzudenken. Er hatte den Herzog noch nie gesehen, was er jedoch über ihn vernommen, war nicht geeignet, für ihn einzunehmen. Wie sollte er ihm nun entgegen treten, wie ihm antworten? Die Ehrfurcht vor dem Fürsten

durfte nicht verletzt werden; aber wie dann, wenn er Etwas begehrte, was sich weder mit seiner Ehre noch mit seiner Meinung vertrug? Ich werde nie vergessen, sprach der junge Mann bei sich selbst, wem ich gegenüber stehe, ich werde aber auch Dessen eingedenk bleiben, was ich mir selbst schulde. Und so, hoffe ich, wird mich der Himmel aus der schwierigen Lage führen, und mich nicht straucheln, nicht fehlen lassen!

Das Gespräch im Gemache war lauter geworden; Heinrich vermochte jedoch die Worte nicht zu unterscheiden. An der Stimme des Sprechers erkannte er den Bürgermeister; er wurde nur manchmal von dem Herzoge in kurzen, raschen Reden unterbrochen, dann aber fuhr er wieder fort; es währte sehr lange, bis er vollendet hatte.

Nun folgten Fragen und Antworten rasch auf einander, dann hörte er den Herzog mit so lauter Stimme rufen, daß man es durch drei Thüren hätte vernehmen können: „Wohlan! bringt mir den Vogel herein, ich will ihm die Federn kürzen, daß ihm der kühne Aufschwung verleidet werden soll!"

Heinrich stutzte. Betraf diese Rede ihn?

Noch hatte er sich die Frage nicht beantwortet, als schon die Thüre des Gemaches aufging, und der Bürgermeister ihm einzutreten befahl.

Er schritt rasch hinein, und beugte vor dem Fürsten das Knie.

Albrecht sah ihn scharf an, winkte ihm aufzustehen, rief den Bürgermeister zu sich und lispelte ihm einige Worte ins Ohr, denen zufolge er sich entfernte.

Blumtaler befand sich mit dem Herzog allein.

Dieser saß noch immer am Tische, leerte wieder einen Becher, worauf sein Auge noch feuriger als früher zu glänzen begann.

Eine Weile betrachtete er den jungen Mann mit durchdringendem Blicke, darauf sprach er mit raschem Tone: „Der Bürgermeister Holzer hat über Dich Klage geführt.“

Heinrich antwortete nicht.

„Du hast sein Haus verlassen.“ —

Kurze Pause.

Das frühere Stillschweigen von Seiten des jungen Mannes.

„Ihm verdankst Du Alles, was Du bisher genossen. Er hat Dich mit Wohlthaten überhäuft, und Du, als Lohn für das Gute, das Du empfangen, bist aus seinem Hause entwichen.“

„Gnädigster Herr! ich glaube —“

„Still, Du hast nichts zu glauben, nichts zu meinen. Du bist dem Manne auf Lebelang verpflich-

tet und hast ihm zu gehorchen! Seit wenn ist es in Unserm Lande Sitte geworden, daß Kinder gegen ihre Eltern sich auflehnen? Und der Holzer war Dein Pflegevater, ihm bist Du von den Deinen anvertraut worden; er weiß, was Dir ziemt und frommt. Aber schon vom Anfange her ist er in seiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen, die Langmuth war am unrechten Platze, er hätte den Widerspenstigen kirren sollen. Ein Gefängniß hätte den Geist des Widerspruches schon gebändiget."

„Nie, nie!" rief Heinrich, dem diese Worte glühende Röthe auf die Stirne jagten.

Der Herzog sprang auf und schlug mit geballter Faust auf den Tisch: „Alle Wetter, Bursche! weißt Du, wer ich bin?"

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, war polternd, er flößte keinen Schreck ein.

Die gute Laune des Fürsten siegte noch immer über seinen Groll. Der junge Mann gewann demzufolge immer mehr und mehr seine Ungezwungenheit, und sprach als Antwort auf die obige Frage: „O ja; Ihr seid mein gnädigster Herzog, und Bruder meines kaiserlichen Herrn und Gebieters."

„Deines kaiserlichen Herrn? Wer hieß Dich die Dienste des kaiserlichen Herrn suchen? Unser kaiserlicher Bruder würde seine Sache auch ohne Deine

Naseweisheit zu demselben Ende geführt haben, wie jetzt. Aber das macht die frischgebackene Freundschaft mit dem Bänkelsänger; wenn ich den Reimschmied in meine Hände bekomme, lasse ich ihm die Augen ausstechen, denn diese Finken singen am schönsten, wenn sie hungern und blind sind.

„Gnädigster Herr!" bat Heinrich, „darf auch ich sprechen?"

„Rede, aber klug, so klug als Du's im Stande bist!"

„So viel ich merke," versetzte Blumtaler, „seid Ihr, gnädigster Herr! von Allem wohl unterrichtet. Erlaubt mir nun die demüthige Frage: hat Herr Holzer auch die Ursache angegeben, welche mich so handeln hieß?"

„Ursache? — Nun, welches ist die Ursache, die den klugen Herrn zu den Kaiserlichen übergehen ließ?" —

„Ich meine nicht dies, gnädigster Herr! doch ich will auch darauf antworten: Ich bin weit davon entfernt, ein Urtheil über das Recht des Kampfes abzugeben, welcher zwei fürstliche Herren feindlich gegenüber stellt; aber als Mensch, als Kind dieses Landes ist es meine Pflicht, die Hände nicht müßig in den Schooß zu legen, wenn Andere für die Ruhe des Vaterlandes kämpfen; so bin ich denn meiner schwachen Vernunft gefolgt, und habe dem Kaiser meinen Arm

geweiht. Der Himmel möge mir's vergeben, wenn die Wahl nicht die rechte war; übrigens, mein gnädigster Herzog! habt Ihr ja selbst gesprochen, daß mein kaiserlicher Herr auch ohne mich seine Sache ausgekämpft haben würde; der Nutzen ist daher auf seiner Seite eben so unbedeutend, als der Schaden auf der Euren; warum wird mir also ein so unschuldiger Schritt, wo ich blos von der Freiheit meines Willens Gebrauch machte, so schwer zur Last gelegt?"

Der Herzog schmunzelte.

Der unbefangene, gutmüthige Ton des jungen Mannes vermehrte die Wirkung dieser listigen Wendung noch mehr.

Der Fürst war um eine schnelle Antwort verlegen; Heinrich benutzte die Pause, und fuhr rasch fort: „Doch dies meinte ich früherhin nicht, als ich von der Ursache meines Handelns sprach. Denn dies Alles kam erst in der Folge, als ich das Haus des Herrn Bürgermeisters schon verlassen hatte; — hat aber auch Herr Holzer den Grund angegeben, warum dies Letztere geschah?"

„Du bist in ihn gedrungen, Dir Deine Eltern bekannt zu geben."

„Und nun, mein gnädigster Herzog! hatte ich nicht Recht? War ich hierzu nicht bemüßigt? Lange

genug ließ mich Herr Holzer über diese Angelegenheit im Dunkeln, ich konnte dem Wunsche nimmer widerstehen, und da er mir auf keine Weise willfahren wollte, so begann ich in ihn zu dringen."

„Daran thatest Du Unrecht, Heinrich. Holzer hat gewiß Gründe, Dir Deine Abkunft zu verheimlichen."

„Was könnten dies für Gründe sein? Ich habe ihn gebeten, mir nur den Namen meiner Eltern zu nennen, ich wollte nur wissen — "

„Höre mich an, Heinrich! Du bist zu unerfahren, um all' die tausend Möglichkeiten zu erwägen, durch welche die Deinen vielleicht gezwungen sein können, dich vor der Hand über Deine Abkunft in Ungewißheit zu lassen. Du mußt Dich gedulden; wer weiß, ob das Geschick Dich nicht für eine glänzende Zukunft aufbewahrt hat. Mit dem tollen Jugendsinn wirst Du nicht zum Ziele kommen, wirst nichts herbeiführen, nichts beschleunigen."

„So soll ich also noch immer allein bleiben?" klagte der Jüngling, „soll mich vergebens nach der Mutter, vergebens nach dem Vater sehnen? Wer bin ich, daß der Bürgermeister sich meiner angenommen? Warum dieses Geheimnißvolle über meine Abkunft? Womit habe ich die Theilnahme verdient, daß sogar Ihr, mein gnädigster Fürst! Euch meiner annehmt? Ein sonderbares Schicksal waltet über mir! —

Fremde Menschen sind besorgt um mich, und meine eigenen Eltern bleiben mir immer fremd."

„Fremde Menschen?" rief der Herzog plötzlich in einem fast klagenden Tone, und blickte dem Jünglinge wehmüthig ins Antlitz, dann setzte er hinzu: „O Herr! vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er spricht!"

Blumtaler sah den Fürsten staunend an; dieser, sich fassend, fuhr fort: „Du klagst, daß Deine Eltern Dir fremd bleiben. Hast Du noch nicht erwogen, daß es gerade ihre Sorgfalt sein kann, welche Dir die Theilnahme Holzers und vielleicht auch meine Aufmerksamkeit zugezogen?"

„Ihre Sorgfalt?" entgegnete der junge Mann rasch, „ich will ihre Liebe! Ich will nicht mehr allein, hinausgestoßen unter fremden Menschen weilen, ich will nicht mehr in dieser peinlichen Ungewißheit schweben, ich will ihnen zeigen, daß ich ihrer würdig bin. O mein gnädigster Fürst! zwanzig Jahre meines Lebens sind verflossen, zwanzig Jahre, und noch habe ich nicht am Herzen meiner Mutter gelegen; zwanzig Jahre, und noch habe ich den Kuß des Vaters nicht verspürt. Ich bin ein Fremdling in der Welt, denn ohne Eltern ist kein Heimathshaus, ohne dieses kein Geburtsort, kein Vaterland! Wohin lenkt der müde Erdenpilger am liebsten seine Schritte, als der Heimath zu? dahin, wo ihm die

erste Sonne gelächelt, dahin, wo ihn die Wiege geschaukelt, wo er als Knabe sich herumgetummelt; nach jenen Wiesen, jenen Gärten, an jene Ufer, in jenes liebe, traute Stübchen, wo tausend Erinnerungen seines jungen Lebens auftauchen; dorthin zieht es jedes Menschenherz, und wenn Meer und Berg, Land und Thal von dort uns trennen, so ruft mit Inbrunst noch die welke Greisenlippe: O nur einmal, nur einmal noch möchte ich meine Heimath sehen! Und ich, mein gnädigster Herzog! habe sie noch nie gesehen; ich weiß nicht den Ort, wo meine Wiege gestanden, ich weiß von keinem Vaterhaus! Ein Anderer, den das Geschick hinaus geschleudert, wenn er nach vielen, vielen Jahren wiederkehrt, und sein Heimathshaus ausgestorben findet, so eilt er hinaus auf den stillen Leichenacker, umklammert mit Inbrunst die grünen Hügel, und ruht weinend, wenn auch nur in Gedanken, an den Herzen der Seinen; mir aber scheint auch dies nicht beschieden zu sein, wenn ich vergebens nach dem Platze meiner Wiege gesucht, so werde ich auch ihre Gräber nicht finden!"

Schweigend, aber mit tiefer Theilnahme hatte der Herzog den Klagen des Jünglings gehorcht; sein Auge feuchtete sich, seine Brust hob sich immer höher.

„Heinrich!" rief er, von inniger Rührung ergriffen, und faßte des Jünglings Hand, „wenn Du

wüßtest, welches Gefühl in diesem Augenblicke mein Herz durchbebt! Wenn die Worte dieser Klagen schon so tief fassen, wie mächtig müssen erst jene Deiner Liebe ergreifen! O, nur einmal laß sie mich hören, jene Töne der kindlichen Liebe, sprich nur Ein Wort zu mir, aber so heilig, so innig, als ob ich Dein Vater wäre." —

„Mein gnädigster Herzog —"

„Fort mit diesen Tönen! Nur Eine Minute laß mich Dir gegenüber nicht Fürst, nicht Herzog sein. Heinrich! lege die Hand an Dein Herz, fühle seine Schläge, horche seiner bedeutungsvollen Stimme, verrathet Dir kein Laut in demselben, wem Du gegenüber stehst? Sind denn alle Deine Gedanken immer nur so in die Ferne gerichtet, daß Du des Nahen nicht achtest?"

Ein leises Beben durchrieselte den Jüngling, sein Antlitz wurde bleich, roth, und mit weitem Auge blickte er den Herzog an; er wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihm.

Albrecht fuhr fort: „So wie Du nach einem Worte der Eltern, so lechze auch ich nach dem Hauche eines Kindes — und meinst Du, es wäre nur ein Zufall gewesen, welcher uns zusammen geführt? — Mein Herz pocht so laut, wie das Deine; — ich habe Niemanden in der Welt, der mich liebt, und möchte

doch so gern geliebt sein. Heinrich! liebe Du mich, sei Du mein Kind — mein Sohn —"

„Mein Fürst!" —

„Ich bin nicht Fürst, ich will nicht Dein Fürst sein!" rief der Herzog außer sich, „Heinrich, komm an mein Herz, denn ich — ja, ich bin Dein —"

Die Thüre flog auf, der Ebersdorfer, Tirstein und noch mehrere Edle stürzten herein.

„Gnädigster Herr, die Kaiserlichen stürmen die Vorstadt!"

„Sturm!" rief Herzog Albrecht, wie aus einem Traume erwachend, „wo ist mein Schwert? Fort, hinaus zum Kampf! Laßt die Trommeten ertönen, laßt an den Glocken zerren, daß die Nachricht vom Sturm die ganze Stadt durcheile. Sturm und Kampf, fort ins Gewühl — fort zum Sieg!" —

Sie jagten hinaus.

Heinrich, aufgeregt bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele, stürzte aus dem Hause gen die Burg zu.

Zehntes Capitel.

Der Bote, welchen Baumkircher vor Heinrichs Eintreffen abgesandt hatte, war unentdeckt in die Burg gelangt. Die Noth war dort aufs Höchste gestiegen, daher von einer ferneren Verzögerung keine Rede mehr; es wurde daher eilig die weiße Fahne ausgesteckt, und außerdem derselbe Bote mit der dringendsten Aufforderung um augenblickliche Abhülfe zurück gesendet.

Den Verbündeten in Himberg blieb daher nichts übrig, als vorzurücken; da langte die Nachricht an, daß der König von Böhmen in Korneuburg eingetroffen sei; er war aber seinem Heere, welches bei 22,000 Mann zählte, voraus geeilt; dasselbe abzuwarten, schien nicht rathsam, denn abgesehen von dem erst in einigen Tagen zu hoffenden Eintreffen desselben, mußte auch dann noch der Uebergang über die

Donau bewerkstelliget werden, was eine für die Belagerten in der Burg höchst peinliche Verzögerung herbeigeführt hätte. Darum rückte Prinz Victorin unverzüglich gen Gumpendorf vor, und hielt dort am achtzehnten November — es war ein Donnerstag — mit den Seinen das Nachtlager.

Am andern Morgen rückte das Heer durch die Weingärten und die St. Ulrichsvorstadt vor. Die Haufen waren nach den Landsmannschaften geordnet, und näherten sich in raschen Schritten dem Zaune, so hieß ein Wall, welcher damals in Gestalt der heutigen Linien die Stadt von den Vorstädten trennte.

Der Sturm begann.

In der belagerten Burg herrscht fast eben so großes Getümmel, als außen. Die Thürme, die Zinnen und das Thor gegen jene Vorstadt hinaus sind besetzt; die geringe Entfernung des Zaunes läßt die Vorfälle genau beobachten.

Der Zirkendorfer, Quas, Michel Beheim, Schwab und noch einige Andere bildeten ein Häuflein, und nahmen so wie alle Uebrigen die innigste Theilnahme an den Vorfällen.

„Da hört nur!" rief jetzt der Quas, „was die Albrechter für einen Höllenlärm machen, wie sie hinrennen, zu Fuß und zu Roß, der Tirstein, Ebers-

dorfer, Rosenstein, Fankenreiter, und die unzähligen Andern." —

„Die Unsrigen sind schon beim Zaun."

„Aber die Andern auch."

„Ha, ha, nun kommen die Wiener."

„Der Holzer an der Spitze, heiliger Christoph! welche Unzahl!"

„Das ist ja ein Meer von Menschen!"

„Bei 20,000 mögen es sein."

„Und 75,000 Einwohner zählt ja die Stadt sammt den Vorstädten kaum."

„Welche Unvorsicht!" rief der Zirkendorfer, „gegen solche Massen muß das Häuflein weichen. Hätten sie den Sturm nicht listig und nächtlicher Weise wagen können? Aber so am Tage, — die Sache wird kein gut Ende nehmen."

„Nun seht nur hin, die Unsern können die Zäune nicht übersteigen, sie haben keine Haken, Leitern, die Wehren sind hoch, die Feinde jubeln." —

„Welch ein gräßliches Getöse!" —

„Das Schießen, Schreien, Lärmen —"

„Und wie die Schälke johlen und jubiliren!"

„Aber halt!" rief der Zirkendorfer, „wir wollen ihnen im Rücken eine Leuchte aufstecken — rasch glühende Pfeile in die Schindeldächer geschossen, jetzt hört jede Nachsicht auf; vielleicht nehmen die Wie-

ner Reißaus, wenn sie hinter sich die Nester hoch auflodern sehen."

Der Kampf außen währt fort. —

Hollah! der erste glühende Pfeil zischt fort, im Schindeldach bleibt er stecken.

So geht es Schuß auf Schuß. —

„Wartet!" rief Beheim, „nun will ich einen hinausjagen, der zündet gewiß; er glüht wie ein junger Liebhaber, und es drängt ihn schon, ein Schindeldach zu küssen — da — ha wie er dahin zischt — nun der zweite — auf denselben Fleck — es brennt noch immer nicht — alle Wetter! nun so brenn' in des Holzers Namen! brenn'!" —

„Ei, so bemüht Euch doch nicht! Ihr seht ja, daß Alles vergebens ist, der Südwind hat den Schnee von den Dächern geschmolzen, die Schindeln sind durchnäßt, man könnte sie ins Feuer legen, und sie würden noch nicht brennen."

„Laßt das Schießen, nun ist es fruchtlos; damals, als es so recht trocken und dürre war, damals wäre es was Anderes gewesen – aber jetzt ist's zu spät!"

Der Kampf hat fortgewährt.

„Horch, was ist das?" —

„Die Wiener — seh ich recht?" —

„Bei meiner armen Seele! die Wiener ergreifen das Hasenpanier — "

„Da seht nur hin, wie sie rennen!"

„Das ist ja ein Wettlauf wie beim Scharlachrennen!"

„Hah! giebt es blaue Schädel oder eine Spansau zu gewinnen?"

„Ruhig! Ruft nicht eher „Hopp!" als bis Ihr überm Graben seid."

„Jetzt kehren sie wieder um — "

„Was ist das?"

„Sie rennen wieder gen die Unsrigen — "

„Sie müssen ja, da seht nur hin!"

„Bei meiner armen Seele! die Edelherren hinter ihnen her mit Prügeln, Knitteln, Schwertern — "

„Sie treiben sie ins Gefecht, sie müssen hin, sie mögen wollen oder nicht."

„O, nur zu, streicht und schmiert ihnen nur die Lasterbälg'! Kriegen sie's auch nicht von vorn, so kriegen sie's von hinten."

„Ja, ja, wenn sie auch keine blutigen Köpfe, so werden sie doch blaue Rücken davon tragen."

„Hollah! nun geht's wieder los; wie ein riesiger Ameisenhaufen, so wimmelt es dort."

„Der Lärm wird größer."

„Das Fluchen, Schreien, Rumoren!"

„O mein Gott, wenn wir den Unsern nur zu Hülfe könnten!"

„Laßt uns ausfallen!"

„Was können wir Wenige für einen Ausschlag geben, wir dürfen die Burg nicht von Vertheidigern entblößen."

„Die Person des Kaisers zu schützen, ist unser Beruf."

„Seht, die Unsrigen streiten wie die Löwen!" —

„Die Wiener wollen wieder weichen."

„Die Knittel sind abermals in der Luft."

„Sie greifen wieder an."

„O, wenn ich nur meine Haufnitzen loslassen könnte, ich wollte ihnen schon die heilige Elisabeth unter die Nase reiben!"

„Richtig! heute ist Elisabeth, Freitag —"

„O du lieber Himmel! welchen unseligen Tag haben die Unsrigen zum Sturme gewählt!"

„Da ist freilich kein günstiger Erfolg zu erwarten."

„Ei was, Freitag oder Montag, 20,000 gegen 2000, das ist immer eine verdammte Geschichte."

„O, nur eine Haufnitze, nur eine Büchse möcht' ich losbrennen, aber Freund und Feind sind in einem Knäul."

„Halt! jetzt lösen sie sich.“

„Das Getöse nimmt ab.“

„Die Herren theilen sich, die Unsrigen ziehen sich zurück gen Gumpendorf.“

„Der Sturm ist abgeschlagen, und wir sitzen in der Noth, sowie früher – ha, was ist das — wer springt da in den Graben — es ist ein Einzelner — laßt ihn schnell herein.“

„Der Schelm ist listig; während die sich draußen balgen, ergreift er die Gelegenheit beim Schopf, und wagt sich heran – “

„Nun, was bringt Ihr Gutes?“

„Alle Wetter! wer ist denn das?“

„Bei meinem Kopf — das ist ja —“

„Wo ist Michel Beheim?“ ruft der Angekommene.

„Hier, hier bin ich, mein Freund – “

„Heinrich Blumtaler!“

„Der Blumtaler!“

Die Freunde liegen sich in den Armen.

„Dem Himmel sei's gedankt! daß Du da bist; nun ist doch wieder Einer mehr zum Hungerleiden.“

„Wird nicht lange mehr währen, nun laß mich

nur aus. Ich muß eilig zum Kaiser — mir wirbelt es noch im Kopf — o mein Freund, welche Gedanken durchirren meinen Kopf — doch jetzt kein Wort — keine Sylbe, ich muß, muß zum Kaiser. Unsre Noth hat ein Ende — der König von Böhmen ist mit einem großen Heere in Korneuburg angelangt!"

„Der König von Böhmen?"

„Mit einem großen Heere?"

„Hollah! frisch ans Werk!"

„Nun geht's ans Ende!"

„Dank dir, o Gott!"

„Kommt schnell in die Kapelle, und laßt uns den Herrn für die Erlösung preisen!"

— — — — — — — — Prinz Victorin zog am andern Morgen gegen Simmering, und von da wieder nach Himberg zurück.

Die Boten des Böhmerkönigs trafen nun auch im feindlichen Lager ein.

Herzog **Albrecht**, wohl fühlend, daß er dem anrückenden Heere nicht gewachsen war, ließ sich in Friedensunterhandlungen ein.

Ein Waffenstillstand wurde augenblicklich bedungen, um die Noth in der Burg zu beseitigen. Dann

begannen die Unterhandlungen. Den durch König Georg zwischen den feindlichen Brüdern vermittelten Friedensbedingungen zufolge mußten die Belagerten am Vierten des Monates aus der Burg gelassen werden; Herzog Albrecht erhielt ganz Oesterreich unter der Enns auf acht Jahre, mußte aber dem Kaiser sämmtliche eroberten Schlösser zurückstellen, und noch jährlich 4000 Goldgulden zahlen. Um die Brüder persönlich auszusöhnen, wurde beschlossen, daß Beide, der Kaiser und der Herzog, am fünften December in Korneuburg eintreffen sollten, um die Urkunden zu unterzeichnen, und sonstige Beschwerden auszugleichen.

So endete das empörende Schauspiel jener sechswöchentlichen Belagerung, in welcher Bruder gegen Bruder, der Unterthan gegen den Fürsten gestanden; doch sowie es nichts Böses giebt, welches nicht auch zugleich etwas Gutes in seinem Gefolge hätte, so boten auch diese traurigen Tage dem Kaiser hinlänglich Gelegenheit, seine Getreuen kennen zu lernen, und er fand, daß ihre Anzahl nicht gering war, ihre Ausdauer und Aufopferung aber über Alles ging.

Es war am Samstage, dem Tage der heiligen Barbara, als der Kaiser, die Kaiserin, der Kronprinz und der übrige Hofstaat die Burg verließen. Herzog

Victorin war schon am Morgen in der Burg angelangt, um den Abzug des Kaisers zu decken.

Mehrere Hofleute, unter ihnen auch Michel Beheim, blieben zurück, um auf die Wagen zu warten, welche Zeug, Büchsen und das sonstige Geräthe nach Neustadt führen sollten.

Außerhalb des äußersten Thores trennte sich der Kaiser von den Seinen, er zog gegen Korneuburg und die Andern nach der Neustadt.

Und der Pöbel, wie eine wilde, losgelassene Heerde, verstellte die Straßen, um die Davonziehenden mit Spott und Hohn zu begeifern; es läßt sich keine Schmach denken, die hier nicht verübt worden wäre; die begleitenden Söldner hatten vollauf zu thun, um nur jede Thätlichkeit zu unterdrücken, aber alles Uebrige, — die gesittete Feder sträubt sich, es aufzuzeichnen, — konnten sie eben so wenig verhindern, als jene Raublust der herzoglichen Söldner, welche ihnen im Rücken über einige Wagen der Kaiserin herfielen und selbe plünderten.

So wurde der vor zwei Tagen geschlossene Friede jetzt schon geachtet! Welche Hoffnungen durfte man auf denselben für die Zukunft setzen?

Die Zusammenkunft des Kaisers und des Böhmerkönigs schildert Beheim in dem Capitel:

Wie der Kaiser zum Kung*) kam.

— — — — — — — — — —

Der Kaiser von den Schäikhen zah (zog)
Und schiffet über die Tuna.
Der Kung ihm unter Wegen
Mit Würden zach entgegen.

Und empfing ihn löblich und schon,
Alsdann gebühret seiner Person.
Und manchen werthen stolzen Mann
Sah man da halten auf der Bahn.
In tugendlichen Sitten
Sie gen Neuenberg**) ritten.

Der edle Kunig lobesan***)
Thät als ein treuer Unterthan
Gegen seinen rechten Herrn da****)
Zu dem Kaiser sprach er also:
Alles was wir vermögen
Geleisten und gedägen

Beide unser Leib und auch Gut
Was Eur Durchlauchtigkeit Muth
Oder gebeut und begehrt,
Das soll Alles sein gewährt!

---

*) König. — Behelm wird dieses, da er in Wien zurückblieb, sowie vieles Andere, der Mittheilung von Augenzeugen verdanken.

**) Korneuburg.

***) Lobenswerth.

****) Friedrich als römischer Kaiser.

Der Kaiser sprach: Jetzunden
Haben wir das wohl empfunden

In ganzer Sicherheit fürwahr
Hab wir jetzt keinen Zweifel gar
Gegen Dir und den frommen Herrn!
Das woll'n wir Alles erkennen gern.
In Euren großen Treuen
Sollt ihr nit haben Reuen.

Unser Herr Kaiser und der Küng
Zogen zur Herberg als mich düngt. *)
War der Kung dem Kaiser zur Seit
Das fand ich Alles in Wahrheit.
Was er glaubt das beweiss' er
Mit Treuen an dem Kaiser.

— — — — — — — Es ist am fünften December.

Der Vormittag naht seinem Ende.

Es ist ein Sonntag, ein heiliger Tag, ein Ruhetag.

Der Tag sollte aber erst recht geheiligt werden; zwei feindliche Gemüther, die im langjährigen Haß gegen einander zürnen, sollen sich nähern, sie sollen vergessen Alles, was bisher geschehen und vorgefal-

*) Als es mir so däncht. — Man möge hieraus auf die Gewissenhaftigkeit Beheims schließen. Selbst bei dieser Geringfügigkeit giebt er, da er keine Gewißheit hatte, seinen Zweifel zu erkennen.

len, sie sollen wieder Raum geben jenem süßen Gefühle, von welchem zwei Herzen beseelt sein sollten, die einst unter einem Herzen gelegen, sie sollen sich wieder umfassen in einiger, in traulicher Bruderliebe, Arm in Arm wandeln auf der erhabenen Bahn, welche ihnen der Himmel gezeichnet!

Zwei Brüder, Söhne eines Vaters, einer Mutter, bedürfen eines Dritten, eines Fremden, um sie auf jenen natürlichen Punkt zurückzuführen, welchen ihnen der Glaube anweist, nach welchem sie ihr Herz schon längst hätte hindrängen sollen?

Wie viel Unheil ist, von Kain und Abel angefangen, bis auf Romulus und Remus und von diesen wieder, um unserem Gemälde treu zu bleiben, bis auf Kaiser Friedrich und Herzog Albrecht, in die Welt geschleudert worden durch Bruderhaß und Bruderkrieg!

Die Geschichte bewahrt uns nur die Fälle in den Familien der Fürsten, und von diesen können wir auf jene der Edlen, der Bürger und so weiter hinab, schließen, denn sowie bei jenen, sind auch bei diesen Leidenschaften thätig, nur daß sie hier Einzelne, dort aber ganze Völker ins Verderben bringen.

Und wenn wir die Geschichte aller Zeiten durchspähen, so werden wir wenige Beispiele finden, wie jenes von Friedrich dem Schönen und Leopold

dem Ritterlichen, deren innige Bruderliebe durch Meistersänger verewigt ist, dagegen mehre Bruderkriege, wie dieser von uns geschilderte zwischen Friedrich IV. und Albrecht VI. — Es bleibt daher also immer ein trauriges, ein wehmüthiges Ergebniß, gerade die sich feindlich gegenüber zu erblicken, die zur gegenseitigen Anhänglichkeit bestimmt, zur gegenseitigen Liebe geboren sind!

Und verdient ein solcher Tag, welcher zwei so von einander abgeirrte Herzen wieder zusammenführt, welcher bestimmt ist, um die Wurzel eines so langjährigen Hasses auszurotten, bei Fürsten auszurotten, deren Worte Menschenleben wiegen, deren Leidenschaften Verderben bringen: — verdient ein solcher Tag nicht, daß er geheiligt werde? —

Dies war jener Sonntag, der fünfte Tag des Christmondes im Jahre 1462.

Wir wollen sehen, wie er die Erwartungen rechtfertiget, ob das Beschlossene auch gelang, ob endlich eine persönliche Aussöhnung stattfand; denn ohne diese waren alle Friedensschlüsse vergebens, ohne diese kein Heil für Land und Volk, so lange beide Fürsten lebten.

Wir befinden uns im Schlosse zu Korneuburg, wo der Böhmerkönig sein Hoflager aufgeschlagen hat. Ein großes Gemach ist die Scene.

Der Kaiser im einfachen Hauskleide steht sinnend an einem Fenster; er hat beide Hände in einander geschlungen, das Haupt ist etwas gegen die Brust gesenkt, das blaue Auge sieht über die großen Augenbrauen hinweg ins Freie. An seiner Seite befindet sich der Edle Jörg von Volkersdorf, Einer seiner Räthe und sein Vertrauter. Er war festlich gekleidet, im schwarzen Sammet mit güldener Kette, jedoch ohne jede Wehr. Wer die Beiden nach dem Aeußeren beurtheilt hätte, würde geglaubt haben, dieser sei der Herr, und jener der Diener.

Auf der anderen Seite des Gemaches stand König Georg von Böhmen, jener einfache Edelmann, welcher durch das überwiegende Wort der Kelchner nach Ladislaus Tod den Thron bestiegen hatte.

Eine schöne Gestalt, nicht ohne Anzeichen von Muth und Kraft, dagegen auch in Blick und Miene jenen slavischen Nationaltypus verrathend, das listige Wesen, welches sich auch in allen seinen Handlungen, besonders aber in seiner zweideutigen Freundschaft gegen Oesterreichs Fürsten, kundgab. Er war in Sammet und Pelz gekleidet, die Farben grün, der züngelnde Löwe sein Abzeichen, ein weißer Reiher schwang sich auf der Pelzmütze. Sein Antlitz ist dem Kaiser zugekehrt, seine Haltung demüthig; es schien, als ob er den Kaiser hätte vergessen machen wollen,

daß er ihm eine der schönsten Kronen vom Haupte gewunden.

Die drei Männer sind in dem Augenblicke, wo wir sie in dieser Stellung finden, wortstill — keiner von ihnen unterbricht das Schweigen; Minuten verrinnen, und sie verharren noch immer in demselben; sie erwarten Jemanden, mit dem sie sich schon in diesen Augenblicken in Gedanken beschäftigen.

Von außen nähern sich feste Männertritte, man hört Wehrgerassel und Sporngeklirr, der Kaiser zuckt etwas zusammen, sein Blick wird finsterer, er wendet sich rasch so, daß er dem durch die Thüre Eintretenden vollends den Rücken kehrt. Sein Auge bleibt auf das Fenster gerichtet.

Herzog Albrecht tritt ein. Er ist gepanzert; die Stahlrüstung besteht in Brust- und Rückenharnisch, Hand- und Fußschienen, endlich in einem Helm, von dessen Spitze ein Busch von weiß- und rothfarbigen Straußfedern weht. Sein Schwert, lang, breit und gerad, rasselt mitunter auf dem Boden, die Blechhandschuhe klappern, so oft er die Wehre berührt. Sein Eintritt ist rasch, mit Zuversicht, sein Blick finster wie die Nacht, finster wie jene Nacht, in welcher er weinselig auf dem Balkon des Ebersdorfischen Hauses gestanden, umwogt von festlicher Freude, umrauscht von Musik, während der Kaiser, sein Bruder,

in der durch ihn belagerten Burg den mannigfaltigsten Entbehrungen preisgegeben, in der Kapelle auf den Knien lag, und um Erlösung betete!

Die Stunde hat endlich geschlagen — die beiden Brüder stehen sich gegenüber – Jahrelang hatten sie sich nicht gesehen, der Augenblick ist gekommen – wird sich das Eis von den Herzen lösen? Werden sie sich nähern, einander die Hände bieten — oder werden sie scheiden, scheiden mit jenem Groll, mit jenem Haß, mit dem sie gekommen? — — —

Raschen Schrittes näherte sich der Herzog dem Kaiser, einen Athem lang blieb er vor ihm stehen, dann beugte er etwas das rechte Knie, und sprach mit weicher Stimme:

„Mein kaiserlicher Herr und Bruder!"

Friedrich hatte ihm noch immer den Rücken zugekehrt, er warf — ohne den Kopf zu bewegen — einen Seitenblick auf den Bruder, und um seine Unbefangenheit und Gleichgültigkeit an den Tag zu legen, begann er mit dem rechten Zeigefinger in die angelaufene Fensterscheibe Charaktere zu zeichnen, das A. E. I. O. U.*) prangte schnell in den kleinen bleiumrahmten Fenstertheilchen.

---

*) Kaiser Friedrichs Wahlspruch: „Austria Erit In Orbe Ultima."

„Mein kaiserlicher Herr und Bruder!“ wiederholte der Herzog auf die frühere Weise.

Noch immer keine Antwort.

Eine glühende Röthe ergoß sich über Albrechts Antlitz; war es Scham oder innere Wuth, wir wollen es nicht entscheiden. Er erhob sich rasch, warf einen fragenden Blick auf den Böhmerkönig, doch dieser winkte ihm besänftigend zu. Der Herzog hielt an sich, und blieb hoch aufgerichtet stehen. Jetzt trat Jörg von Volkersdorf vor, verneigte sich demüthig vor dem Bruder seines kaiserlichen Herrn, und sprach:

„Erlaubt, gnädigster Herr! daß ich im Namen meines kaiserlichen Gebieters die Unterhandlung eröffne. Er segnet den Augenblick, welcher endlich den lange ersehnten Frieden bringt; mein kaiserlicher Herr hegt keinen anderen Wunsch, als daß er von Bestand und Dauer sein möge, und daß Eure herzoglichen Gnaden mit eben solcher Aufrichtigkeit zu seiner Aufrechthaltung beitrage, wie er selbst.“

Der Sprecher hielt inne.

Der Herzog hatte bisher seinen Blick finster und stier auf ihm haften lassen, nun nahm er das Wort:

„Eure Worte, Herr Jörg von Volkersdorf, haben Wir wohl vernommen; es waren jedoch nur Eure Worte, und nicht jene Unseres kaiserlichen

Bruders und Herrn, Wir aber sind nicht gekommen, um mit Euch zu unterhandeln!"

Der Edle erwiederte:

„Vergebt, gnädigster Herr! ich erfülle als treuer Diener meines Fürsten nur seinen Befehl, und spreche nur das, was er mir zu sagen geboten; meine Worte sind auch jene Eures kaiserlichen Herrn und Bruders!"

Nun hob der Kaiser sein Haupt, wendete sich den beiden Herren zu, und sprach, zu dem Edlen von Volkersdorf gekehrt:

„Ihr kennt Unseren Willen, führt die Unterhandlung in diesem Sinne fort. Was Ihr beschließt, wird bleiben, denn Wir verleihen Euch Wort und Recht hierzu. Uebrigens ist es Unsere Gewohnheit nicht, mit Menschen zu sprechen, die Uns so tief verletzt und gekränkt haben, und wenn diese Menschen auch Fürsten sind, wenn sie mit Uns auch unter einem mütterlichen Herzen gelegen."

Nach diesen Worten kehrte er sich wieder gegen das Fenster.

Der Herzog wurde glühend roth; nun hatte er es deutlich gehört, der Kaiser wollte nicht mit ihm sprechen, er würdigte ihn keines Wortes — welche Schmach!

Einen Augenblick lang warf er sein Auge gegen

den Himmel, gleichsam überlegend, was er nun thun solle, dann aber trat er rasch einen Schritt zurück, und sprach:

„Herr Jörg von Volkersdorf, sagt Eurem kaiserlichen Herrn und Gebieter, daß es Herzog Albrechts Gewohnheit sei, mit denjenigen, die mit ihm nicht sprechen, auch nicht zu unterhandeln.“

Er wollte sich entfernen.

Der Böhmerkönig trat ihm entgegen:

„Was soll diese Zwietracht, dieser Worthader jetzt im entscheidendsten Augenblicke? Sind wir hier zusammengetroffen, um so wieder aus einander zu gehen, wie wir kamen, mit Groll und Haß im Busen, Tod und Verderben über Land und Volk bringend? Mein kaiserlicher Herr, und Ihr, Herr Herzog, bedenkt, daß Tausende auf Uns schauen und mit klopfenden Herzen des Erfolges dieser Stunde harren. Der Krieg soll und muß ein Ende nehmen; wie nothwendig es ist, das fühlet jedes Herz, welches nur menschlich schlägt. Wir haben begonnen, und wollen nun nicht, daß das Friedenswerk schon im Anfange zertrümmere, und das Blutvergießen von Neuem beginne.“

„Hier mein kaiserlicher Herr!“ — er beugte das Knie vor Friedrich, — „hier ist die Friedensurkunde; habt die Gnade, selbe zu unterzeichnen und zu siegeln.“

Der Kaiser nahm das Pergament.

Auch dem Herzoge wurde eine Abschrift zugereicht, doch dieser weigerte die Annahme.

„Ihr wollt nicht?" rief der Böhmerkönig entrüstet, „bedenkt es wohl, Herr Herzog! daß die Schuld alles dessen, was von nun geschehen wird, auf Euch zurückfällt. Das Recht und die Macht sind auf Unserer Seite; augenblicklich wird mein Heer gen Wien rücken; Ihr wißt, Ihr werdet unterliegen, denn die Tapferkeit der Wiener habt Ihr ohnedies bei dem Sturm auf die Vorstadt erprobt, und wißt, wie viel Ihr auf dieselbe bauen könnt. Sind wir aber Sieger geworden, dann werden die Bedingungen ganz anders lauten, und was wir dann gewähren, dürfte Euren Ansprüchen noch weniger genügen."

Der Herzog sah ein, daß er ganz der Macht des Böhmerkönigs preisgegeben war; es hing nur von diesem ab, und die Wiener wären augenblicklich gezüchtiget, und zur gesetzlichen Unterwerfung gezwungen gewesen, aber Georg that es nicht; daran erkannte Albrecht mit Recht, daß der König noch nicht aufgehört hatte, an die freundschaftlichen Verbindungen mit ihm zu denken, und daß es ihm wohl darum zu thun sei, dem Kaiser Leben und Freiheit zu retten, jedoch unter Bedingungen, die das Ansehen desselben demüthigten, und seine Macht, indem er das

Land unter der Enns verlor, bedeutend schwächten. Daran glaubte der Herzog die noch immer gütigen Gesinnungen des Böhmerkönigs für sich zu erkennen, und dies bewog ihn, die Friedensurkunde anzunehmen und zu unterzeichnen.

Die Pergamente waren jetzt auch mit den Insiegeln versehen.

Der Kaiser hatte wieder seine vorige Stellung am Fenster eingenommen. Bisher war zwischen den feindlichen Brüdern noch kein Wort gewechselt worden.

Der Herzog kehrte sich jetzt gegen den Edlen von Volkersdorf, und sprach mit stolzer Stimme:

„Sind die Unterhandlungen geschlossen?“

Der Kaiser nickte dem Edlen bestätigend zu.

„Werde ich,“ fragte Albrecht im bittenden Tone, mehr gegen Friedrich gewendet, „von meinem kaiserlichen Herrn und Bruder kein Wort der Versöhnung hören?“

Der Kaiser schüttelte verneinend das Haupt.

Der Herzog blieb einen Athem lang stehen, dann seufzte er tief auf; er neigte das Knie, erhob sich wieder, schritt auf den Böhmerkönig zu, und sprach laut, so daß es auch die Anderen hören konnten:

„Königlicher Herr! Ihr wart Zeuge dessen, was geschehen. Ich habe mich bezwungen, habe Demüthigungen ertragen, habe um ein versöhnend Wort

gebettelt, es ist nicht gewährt worden; mehr zu thun vermag ich nicht. Möge der eben gestiftete Friede so fest und unauslöschlich bestehen, wie von nun der Haß in unseren brüderlichen Herzen!"

Der Kaiser zuckte zusammen und warf einen bitteren Blick auf den Herzog. Dieser sah ihn fest an, dann verließ er den Saal.

Die Brüder hatten sich im Leben zum letzten Mal gesehen!!

Elftes Capitel.

Der Edle von Ellerbach befindet sich allein.

Wir wollen unsern Lesern ein Bild seines fast dreiwöchentlichen Aufenthaltes liefern.

Es ist ein geräumiges Gemach im ersten Stockwerke, mit zwei Fenstern.

Die Aussicht geht in einen kleinen Hof, welchen eine große Feuermauer begrenzt.

So lange sich Berthold in diesem Aufenthalte befand, hat keine lebende Seele den Hof betreten.

Die Fenster sind stark vergittert.

Die Thüre war immer geschlossen, und wenn derjenige kam, welcher ihn bediente, so konnte man außen eine Doppelthür wahrnehmen; diese ist mit Eisenblech beschlagen. Es ist also ein fester Verwahrungsort.

Das Innere des Gemaches ist mit aller Bequemlichkeit eingerichtet, es läßt nichts zu wünschen übrig.

Als der Edle von Ellerbach hierher gebracht wurde, konnte er nicht umhin, vor sich hinzumurmeln: „Welche treffliche Vorsicht! Er bewahrt den Schein bis auf's Aeußerste."

Tage vergingen. Der Edle war wohlgemuth. Er erhielt, was er bedurfte, und vertrieb sich die lange Weile, so gut er es vermochte. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Johanna.

„Das arme Täubchen sitzt fest im Schlage," sprach er bei sich, „nicht lange wird es währen, und ich werde kommen, werde mich weiden an den Reizen, werde schwelgen an ihrem Anblicke. O, die Elende! die gemeint hat, Rache an mir zu nehmen; sie hat vergessen, daß ein Mann, der liebt, auch Alles wagt! Jetzt werde ich triumphiren, ja, ich werde ihr am Ende noch danken, denn sie war der Sporn, der mich den schnellen Entschluß fassen ließ. Johanna, du Engel, ausgestattet mit Allem, was zu bezaubern im Stande ist, du wirst mein sein, ich werde dich umarmen, werde glühende Küsse auf deine Lippen pressen, werde dich lieben, wie ich noch nie geliebt, werde Dich anbeten!"

Der Gehülfe, dem die Sorge für den Edlen von Ellerbach übertragen war, trat ein.

Er brachte ihm in einem Korbe Speise und Trank.

Berthold machte sich wohlgemuth darüber her.

„Nun, kannst Du mir noch nicht die verlangte Auskunft ertheilen?"

Diese Frage, an den Angekommenen gerichtet, blieb unbeantwortet.

„Ich frage," fuhr der Gefangene fort, „ob noch Niemand meiner Angehörigen beim Herzoge um Begnadigung gebeten?"

„Nein!" antwortete der Gehülfe.

Ellerbach schüttelte den Kopf.

„Noch nicht? Sollte ich mich in ihr geirrt haben? Es ist kaum glaublich!"

Nach diesen leise gemurmelten Worten sprach er wieder laut zu dem Andern:

„Hör' mich an: Vor Allem ist es mir unbegreiflich, was diese übertriebene Fürsorge des Herzogs soll; so wie ich merke, hast Du den Befehl, mir nichts als diese einzige Frage zu beantworten; wozu dies? Ich will einen Diener, mit dem ich manchmal ein halbes Stündlein plaudern kann, es ist verdammt langweilig hier. Hast Du mich verstanden? Sage dies dem Herzoge, und ich bin überzeugt, daß er Dir gestatten wird, Deine Zunge zu gebrauchen."

Der Gehülfe entfernte sich.

Am andern Tage dasselbe Spiel — die Reden des Edlen blieben unbeantwortet, er wird ungeduldig, unwirsch.

Die Frage, ob noch Niemand der Seinen Fürsprache für ihn eingelegt, wird immer mit „Nein!" beantwortet.

So verstreichen vierzehn Tage, die Ungeduld wächst von Stunde zu Stunde; er begehrt mit dem Herzoge zu sprechen, die Bitte bleibt erfolglos, sowie alles Andere, was er bisher gewünscht oder sogar befohlen.

Seine gute Laune hatte sich schon längst verloren, die Gefangenschaft, welche er früher mit so vielem Gleichmuthe zu ertragen schien, fing ihm an lästig zu werden. Eine Unruhe, als ob nicht Alles so wäre, wie er es gemeint hatte, bemächtigte sich seiner.

„Was soll diese Haft? — Was der stumme Diener? Warum vermeidet der Herzog, mich zu sehen? — Ich hatte mir dies Alles ganz anders gedacht! — Warum den Schein gar so weit treiben?" — —

Die Unruhe in seinem Innern wuchs von Tag zu Tag; manchmal wollte es ihm dünken, als ob er wirklich — —

„Nein, nein!" rief er dann laut, „das ist nicht möglich! Mißliche Umstände verzögern ihr Kommen, deshalb muß ich hier weilen. Aber wer hätte auch gedacht, daß sie so lange säumen werde? — Fort mit den düsteren Gedanken, ich will mich mit etwas

Anderem beschäftigen — mit — ja — mit Johanna! — Verdammt! daß ich gerade jetzt hier fest gehalten werde; gerade jetzt, wo jeder Augenblick eine neue Seligkeit schaffen könnte — die Arme dort auf dem einsamen Schlosse — und ich kann nicht fort — es ist gräßlich! — Diese Ungeduld — ich leide unsägliche Qual — es wird, es muß bald ein Ende nehmen!"

Aber es vergingen wieder einige Tage, und es nahm noch kein Ende.

Die Ungeduld ging jetzt in Sorge und Kummer über; von dem Diener war keine Sylbe zu erpressen, der Verdacht war von Augenblick zu Augenblick gewachsen; er glaubte es nun mit Gewißheit annehmen zu können, es mußte hier Etwas vorgefallen sein, was nicht in seinem Wollen, nicht in seinem Plane lag. — —

Stundenlang durchschritt er verzweiflungsvoll das Gemach, und mühte sich ab, Gründe zu erfinden, welche diese planwidrigen Vorfälle rechtfertigen sollten; aber was er auch erdachte, wurde wieder verworfen; nichts genügte ihm, nichts hatte Bestand.

Diese gräßlichen Sorgen, verbunden mit der Ungeduld, mit welcher er sich nach Johanna sehnte, machten sein Leben elend, schufen so viele Qualen in seinem Innern, daß er wahre Höllenpein litt.

Im Wachen glich er einem gefangenen Raubthiere, welches im Käfige wüthend auf und abschreitet; und im Schlafe einem wehrlosen Menschen, über den das lebhafte Heer der aufregendsten Träume hereinbricht.

Im Schlafe? – Könnte man das auch Schlaf nennen, dessen Berthold von Ellerbach in diesen Tagen theilhaftig wurde? — Nein! — Es war kein Schlaf, es war ein Dahinbrüten, ein Schwanken zwischen Tod und Leben, ein ermattetes von Sinnensein; und während dieser Frist sah er die glühendsten Bilder entstehen und zerfließen; während dieser Stunden glich er dem Opiumtrinker, vor welchem nie geahnte Welten auftauchen und verschwinden.

Ach, was hatte er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in diesem Gemache für wunderschöne Pläne entworfen! Was hatte er da nicht Alles beschlossen! Wie glücklich, wie überselig wäre er nach seinem Sinne geworden, wenn Alles so gekommen, wie er es beschlossen! Johanna befand sich in seiner Gewalt, von der überlästigen Gattin hoffte er durch einen Anderen befreit zu werden — war dies geschehen, so war er frei; und er konnte ungefährdet an der Seite jenes wunderherrlichen Geschöpfes weilen, welches seine Sinne wider ihren Willen so umstrickt hatte. — O, man sage ja nicht, das Alter besitze

keine Phantasie; der Verworfene hat immer eine so lebhafte Einbildungskraft, daß er sich das Bild seiner Wünsche trotz dem feurigsten Jünglinge vergegenwärtigen kann; er sieht den Gegenstand seiner Gier so deutlich im Geiste, als ob er ihm lebendig gegenüber stände; wie wäre es sonst möglich, daß jene Elenden mit solcher Beharr ichkeit ihre Pläne verfolgten? Wo nähmen sie Muth und Ausdauer her? Was könnte ihrer sündigen Flamme sonst Nahrung verschaffen, wenn es nicht die Phantasie wäre? So auch Berthold von Ellerbach. Johanna's jugendliche Gestalt stand immer so reizumflossen, so natürlich vor seinem Auge, daß er im Wahne oft nur den Arm ausstrecken zu müssen glaubte, um sie zu umfassen. Wie unangenehm nun auch die Enttäuschung war, wie schwer auch dann die bittre Wirklichkeit auf sein Herz fiel, das Bild der Jungfrau zerstreute wie eine erscheinende Sonne die düsteren Nebel, und goß von Neuem die Glühhitze der Gier durch seine Adern. Aber dieses Erscheinen war kein wohlthuendes, kein beruhigendes; es erhob ihn nicht, es erfreute ihn nicht; es belebte nur seine Gier noch mehr, und der Wunsch der Blinden in jener Nacht war in Erfüllung gegangen! Berthold war das wehrlose Opfer seiner Leidenschaft, im Wachen und im Schlafe stand das Bild der Jungfrau vor seiner Seele, immer tiefer

prägte es sich in dieselbe ein, unsägliche Qual zerriß sein Herz und zehrte an seinem Körper, und wucherte fort wie giftiges Geschwür.

Todtenbleich, mit eingefallenen Wangen und tief liegenden Augen ruht er auf dem Lager; es ist Abend, der Mond wirft sein Silberlicht durch die Fensterscheiben, eine matte Helle durchschimmert das Gemach, es ist ruhig, still — da geht die Thüre auf, und der Diener tritt ein.

„Was bringt Dich zu so ungewöhnlicher Stunde her?" fragte Berthold, sich erhebend.

„Ich bringe Euch Freiheit!"

„Freiheit?" rief der Andere hell auflachend, „mir Freiheit? Wie kannst Du mir, der ich immer frei gewesen, Freiheit bringen? — Ich bin nicht gefangen, es ist nicht wahr, frage nur den Herzog, und er wird Dir's sagen, daß ich frei bin — frei, so wie er, so wie Du — so wie Alle, die nichts verbrochen — —"

„Und doch bringe ich Euch Freiheit," fuhr der Andere fort, „folgt mir, und Ihr sollt Euch überzeugen, daß ich recht gesprochen."

Der Diener schritt voran, der Edle hinter ihm her; so ging es lange durch einen finstern Gang, dann eine Treppe hinab; eine Thüre ging auf, sie befanden sich in einer großen, unterirdischen Halle, deren Anblick das ungewohnte Auge blendete. Sechs

Säulen stützten das Gewölbe, die Wände schienen von weißem Marmor, Tausende von Kerzen durchstrahlten den Raum. Und je länger sie durch diese Halle schritten, desto weiter schien sie sich hinaus zu dehnen, desto unerreichbarer das Ende zu sein.

„Der Weg währt mir zu lange," sprach Berthold mürrisch, „komm, laß uns zurück, ich muß heute noch die Stadt verlassen; meiner harrt ein wunderlieblich Mädchen — in ihren Armen — des Himmels Seligkeit!"

„Wir sind ja schon am Ziele!" erwiederte sein Führer, und sie standen wirklich vor einer kleinen Bauernhütte.

Der Edle betrachtete erstaunt das Gehöfte, dann sprach er:

„Ei sieh doch, wie lange ist es schon her, daß ich nicht hier gewesen? Warte doch ein wenig außen, ich will sehen, ob die schöne Katharina schon ihres Liebsten harrt, dann eile ich fort, ihm die frohe Kunde zu bringen."

Und er trat in die Hütte. Ein trauliches Stübchen stand vor ihm offen, in demselben befand sich ein junges Mädchen.

„Wie Ihr mich überrascht habt!" rief die Schöne unwirsch, „ich meinte Er sei es — wo weilt er? sprecht, redet!"

„Nach wem fragt Ihr, Katharina?"

„Nach wem? — Mein Himmel! was sollen diese Worte — nach wem anders soll ich denn fragen, als nach Albrecht von Mildenberg.

„Albrecht von Mildenberg ist todt."

„Todt!" schrie das Mädchen, und sprang auf ihn zu, „todt? — Es ist nicht wahr — Du lügst — er ist nicht todt, er darf nicht todt sein!"

„Tröstet Euch, Katharina! aber ich kann nicht anders sprechen, er ist, wenn auch nicht gestorben, so doch todt für Euch!"

„Todt für mich?" rief das Fräulein verzweifelnd aus, „warum für mich? Hab' ich ihn nicht geliebt? Bin ich ihm nicht mit ganzer Seele angehangen? Hab' ich ihm nicht Alles geopfert, was ich besaß: meine Ruhe, mein Glück, die Liebe meiner Verwandten, meine Ehre? Heiliger Gott, und Ihr getraut Euch's noch auszusprechen, er sei todt für mich! Fort, Lügner, Heuchler, Schurke, Räuber meiner Lebensruhe —"

„Mäßiget Euch, Katharina! Wozu diese blinde Wuth? Hört nur die Ursache, warum Mildenberg nicht der Eure werden kann. Ich will's Euch vertrauen, leise, daß die alte Amme im Nebenstübchen es nicht höre, denn was zwischen Euch und ihm vorgefallen, muß ein Geheimniß bleiben für immer."

Nach diesen Worten zog er das Fräulein an sich, und lispelte ihm einige Worte zu; sie fuhr zusammen:

„Heiliger Gott! wäre es möglich — o mein Kopf — ich bin verloren, verstoßen — und jetzt erst die Entdeckung, da es schon zu spät ist — nicht ihn — aber Euch verfluche ich bis in den Abgrund der Hölle!"

„Katharina!"

Wie eine Rasende sprang sie auf ihn los, er taumelte zurück, und wie er aufblickte, stand ihm eine alte, abgezehrte Gestalt gegenüber mit blutunterlaufenen Augen, grinsend wie ein Gespenst, mit krampfhaft gekrümmten Fingern, und dumpf wie eine Grabesstimme klang es von den welken Lippen: „Kehre heim, von nun an harrt Deiner ein elendes Leben! Im Wachen wirst Du an Johanna denken, im Schlafe wirst Du von ihr träumen, und immer tiefer wird sich ihr Bild in Deine Seele prägen, immer tiefer wird sich die Gier in Dein Herz vergraben, sie wird es aufwühlen, wird Dich foltern mit unsäglicher Qual, wird zerreißen jede Faser, in welcher das Blut ruhig fließt, wird es umwandeln in siedend Blei, ausdorren das Mark der Beine, zehren an Deinem Leibe und unheilbar fortwuchern wie eine giftige Wunde, so daß man in Baldem auf ein lebendiges

Gerippe zeigen und rufen wird: Seht! dieses ist Berthold von Ellerbach!"

„Fort!" — rief der Edle, „laß mich, ich muß aufs Schloß — dort harrt der Herzog — er wird staunen — laß mich — laß mich —"

Er entfloh.

Anfangs däuchte es ihm, als höre er hinter sich die eilenden Schritte der Verfolgenden, immer rascher wollte er fort, aber immer schwerer hing es an seinen Füßen, bei jedem Schritte schienen sich diese fester an die Erde zu klammern, vergebens mühte er sich ab; er vermochte fast nimmer vorwärts, eine namenlose Angst bemeisterte sich seiner, er wollte entrinnen, und war wie angefesselt; da blickt er verzweifelnd zurück und statt der Alten sah er eine schneeweiß gekleidete Dame, von vielen bewaffneten Dienern gefolgt, einherschreiten. Er staunte über die sonderbare Erscheinung, sie kam immer näher, und immer mehr verdeutlichten sich ihre Gesichtszüge. Er glaubte sie schon im Leben gesehen zu haben, und erkannte sie doch nicht. Jetzt war sie herangekommen, sie schritt langsam an ihm vorüber und würdigte ihn keines Blickes.

„Wohin zieht diese Dame?" fragte er einen der Bewaffneten.

„Zum Herzoge, um für ihren gefangenen Gatten Begnadigung zu erflehen!“

„Wer ist sie denn?“ fragte Berthold erstaunt.

„Die Freiin von Ellerbach!“ lautete die Antwort.

„Meine Gattin!“ rief er, stürzte auf sie los und fuhr fort: „Zurück — Juliane! — ich bin nicht gefangen — ich bin frei, der Herzog will Dich nur in seiner Nähe haben.“

„Was wollt Ihr?“ fragte die Dame befremdet.

„Dich warnen; kehr' heim, ich rathe es Dir — ich — Dein Gatte!“

„Du, mein Gatte?“ versetzte sie höhnisch und brach in ein heftiges Lachen aus, Du willst mein Gatte sein? Ich kenne Dich nicht, Du bist mein Gatte nicht, Du bist mir und meinem Herzen fremd. Ich bin nicht Deine Gattin — sieh Elender! dort harrt die Geliebte Dein!“

Berthold wendete den Blick auf die bezeichnete Stelle, da sah er auf einer steilen Höhe eine Jungfrau im leichten, flatternden Gewande. Kaum bis übers Knie reichte das faltige Kleid; Beine, Brust und Nacken waren blos; das Haar wallte aller Fessel ledig über die Schultern hinab. Auf den ersten Blick hatte er Johannen erkannt.

„Johanna!“ rief er die Höhe hinan, und die

weißen Arme der Reizenden bewegten sich. Wenn er seinen Blicken trauen durfte, so winkte sie ihn zu sich heran. Sein Herz begann heftig zu pochen, sein Blut rann schneller und feuriger.

„So ist endlich der Augenblick gekommen, wo sie meine Leidenschaft erkannt!“ rief er mit triumphirendem Tone, „ich habe es ja gewußt, sie kann so viel Liebe nicht unerhört von sich weisen, schnell zu ihr — die Liebe winkt!“

Mit Hast trat er den Weg an, bald befand er sich am Fuße der Anhöhe; ein eisiger Wind strich ihm ins Antlitz, er sah Alles mit Schnee bedeckt, und eine spiegelglatte Eisdecke umhüllte den zu erklimmenden Hügel.

Frost durchrieselte seine Glieder, mit festen Tritten, um das Ausgleiten zu vermeiden, stieg er hinan.

Beiläufig bis zur Mitte der Höhe gelangte er, als der Fuß wich und er den kaum zurückgelegten Weg wieder hinabrollte. Er erhob sich, sah den Hügel hinauf — Johanna stand noch immer oben im flatternden Gewande, mitten in der winterlichen Gegend, wie eine Rose in einer sibirischen Wüste.

Und wieder winkte sie ihn zu sich heran, und neuerdings begann er den beschwerlichen Pfad hinan zu klettern; mit beiden Händen sich an die Eisdecke

klammernd, kroch er Schritt für Schritt hinauf; ein stechender Schmerz machte die Finger erstarren, vor den Augen tanzten glühende Sternchen, was er ersah, war roth, blutig roth; jetzt fühlte er's feucht über die Wangen rieseln; da er sich mit den Händen an den Boden klammerte, um das Hinabgleiten zu verhindern, so sog er die hinabrinnenden Tropfen mit Zunge und Lippen ein; sie waren etwas süßlicht, spröde, dick —

„Das ist Blut!" rief er erschrocken, und setzte rasch seinen Weg fort. —

Endlich hatte er mit vieler Mühe die Spitze erreicht, das Blut rieselt warm von der Stirne, der Odem preßt sich mühsam aus der Tiefe der Brust herauf, er keucht und vermag den Fuß kaum zu heben, um die noch immer winkende Jungfrau zu erreichen.

Kaum fünf Schritte sind sie von einander entfernt, und er stand da, wie angefesselt, und war nicht im Stande sich ihr zu nähern.

„Warum habt Ihr mich so lange harren lassen?" fragte sie traurig. „Hier ist's so einsam, so kalt, und Ihr seid nicht gekommen, mich zu holen, mich auf Euer Schloß zu führen!"

Bertholb glaubte den warmen Odem zu spüren,

welcher zwischen den rosigen Lippen hervorsäuselte, und erwiederte:

„O kommt doch, ich bin ja schon hier, meine theure Johanna! Ach, wie lange habe ich diesem Augenblicke entgegen geschmachtet, nun endlich ist er gekommen!"

„Und ich," erwiederte sie, „meint Ihr, ich hätte ihn nicht ebenfalls schon herbeigewünscht? O Berthold! kommt an mein Herz, daß ich Euch umfasse und küsse, und an meine Brust drücke!"

„Und sie streckte ihm ihre Arme entgegen, diese vollen, weichen, schneeigen Arme, deren nackte Reize sein gieriges Auge zu verschlingen meinte, und er wollte ihr entgegen treten, um sie zu umfassen; aber er war am Boden wie fest gezaubert, keine Kraft vermochte die Füße zum Schritt zu heben, er rang mit einer unsichtbaren Gewalt.

„O, so kommt doch," jammerte die Jungfrau, und rang verzweifelnd die Hände, damit kam sie den seinen so nahe, daß er sie zu berühren glaubte; noch eine Fingerbreite und sie hätten sich gefaßt, aber dieser Raum schien unüberwindbar.

„So nahe," rief er verzweifelnd, „und doch getrennt!"

„So nahe," entgegnete sie, „und Ihr wollt nicht zu mir, und ich habe Euch doch immer so lieb ge-

habt — o mein Berthold, kommt — kommt, ich glühe Euch entgegen; schon harrt das traute Stübchen unser, keine Seele im Schloß, nur Ihr und ich, nur wir Beide — allein — ganz allein!"

„O kommt zu mir," rief er fast bebend vor Wonne, „ich kann nicht zu Euch, löst den Zauber!"

„Auch das soll geschehen!"

Sie trat auf ihn zu, er umfaßte sie, die Augen glühten, die Pulse strotzten, das Herz jagte im rasenden Lauf, er preßte den ätherischen Leib an sich— — — in demselben Augenblicke fühlte er sich rückwärts gedrängt, er glitt zurück, wie ein Schlittschuhläufer, ohne zu sehen, wohin der Weg führt, immer eiliger — immer eiliger — schneller und rascher war der Lauf — eine unsichtbare Macht preßte ihn vor sich her; jetzt däucht es ihm, an der Kante des Hügels zu sein — er wollte sich stemmen, aber — vergebens — die Grenze war überschritten — er glitt hinab mit reißender Schnelle und stürzte laut aufschreiend in die grause Tiefe — er fuhr empor, schlug die Augen auf — es war Tag — er befand sich noch immer im einsamen Gemache. — Das Traumbild war verschwunden!

In wenigen Minuten darauf öffnete sich die Thüre, und ein Mann tritt herein. Es war Ortolf Greimann, der Vertraute des Herzogs.

Wer Bertholds peinliche Lage kannte, wird auch die Freude ermessen können, welche er beim Eintritte dieses Mannes empfand. Er wußte, daß Greimann der innigste Vertraute Albrechts war, was konnte daher natürlicher sein, als daß dieser ihm die Freiheit brachte?

„Dem Himmel sei's gedankt!" rief er dem Angekommenen freudig zu, „daß ich endlich aus dieser Höllenqual erlöst werde."

„Ihr werdet in wenigen Augenblicken befreit sein. Folgt mir."

Ellerbach eilte dem Anderen nach. „Wohin führt Ihr mich?" fragte er nach einer Weile.

„Dahin!" er deutete auf eine Thüre.

„Was soll ich dort?"

„Dem Befehle des Herzogs Folge leisten."

Die Zweifel über diese sonderbare Antwort währten nicht lange, die bestimmte Thüre führte in ein kurzes Vorgemach. Kaum war dieses betreten, so ließ Ortolf das Schloß ab.

Ellerbach stutzte.

„Was soll das?" fragte er mit ernstem, fast verweisendem Tone.

„Gebt Euch zufrieden, und folgt mir!" versetzte der Andere kalt.

Berthold schöpfte wieder einigen Muth.

Es ging jetzt eine kurze Treppe hinab, dann betrat man eine lange, niedere Kammer, welche das spärliche Licht ihrer Beleuchtung durch ein Fensterchen erhielt, das in ziemlicher Höhe angebracht und stark vergittert war. Der Edle zögerte in etwas, dieses Behältniß zu betreten, allein Ortolf ergriff rasch seine Hand, zog ihn nach sich, schlug die Thüre zu, und sie befanden sich darinnen.

„Ihr braucht Gewalt?“ rief Berthold entrüstet.

Der Andere versetzte:

„Es hängt nur von Euch ab — wenn Ihr Euch in Güte dem Befehle des Herzogs fügt, so werdet Ihr mit keiner Hand angetastet werden, wo nicht, so muß Gewalt in Anwendung kommen.“

Nach diesen Worten ging Greimann auf die vordere Wand los, öffnete ein kleines Mauerschränkchen, nahm mehrere Gegenstände aus demselben, die man in der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte.

Man hörte ein Zischen, wie wenn Stahl und Stein sich wetzen, sah einzelne Funken durch die Nacht spritzen, — bald gewahrte man die bläuliche Flamme eines Schwefelfadens, an dem eine Lampe angezündet wurde.

Aengstliche Neugierde malte sich auf dem Antlitze des Edelherrn.

Sein Blick vermochte nicht die ganze Tiefe der Kammer zu durchspähen, denn das Lampenlicht erhellte nur den vorderen Theil derselben; aber wenn er sich nicht täuschte, so gewahrte er im Hintergrunde die dunkeln Umrisse einer Menschengestalt.

Alles war ruhig.

Ortolf nahm jetzt das Wort:

„Ich habe Euch die Nachricht zu hinterbringen, daß unser Gebieter, der Herzog, alle Edlen seiner Partei zu einem Gerichte über Euch versammelt hat, und daß diese, da Euer Verbrechen nur die Person des Herzogs betraf, diesem Eure Bestrafung überlassen haben.“ —

Ellerbach schöpfte tief Odem; diese Worte schienen ihn sehr aufzurichten.

„Und was hat der Herzog über mich beschlossen?“ fragte er auf eine Weise, die errathen ließ, daß er nichts Schlimmes erwarte.

Statt zu antworten, sprach Ortolf weiter:

„Habt Ihr vielleicht an Jemanden der Eurigen eine Nachricht zu bestellen?“

Berthold sah ihn groß an.

„Wozu diese Frage?“ rief er entrüstet.

„Ihr werdet diese Kammer nicht mehr lebend verlassen!“

Wie ein Blitzschlag durchfuhr es die Glieder des Verurtheilten.

„Wär' — es — möglich?" stotterte er.

„Konntet Ihr glauben, daß der Herzog ein solches Verbrechen anders bestrafen würde?"

„Verbrechen!" rief Ellerbach und knirschte mit den Zähnen, „wer sagt, daß ich Etwas verbrochen?"

„Waren nicht alle Edlen Zeugen Eurer Missethat?"

„O, verdammtes Gaukelspiel! Die Hölle selbst hat mir den Gedanken dazu eingegeben. Fort von hier, Ortolf! Ich muß zum Herzog."

„Der Herzog befindet sich in Korneuburg; übrigens, wenn er auch hier wäre, Ihr dürft diese Kammer nicht mehr lebend verlassen!"

„Hölle und Teufel!" schrie Berthold, „so ist es also wahr — kein Traum — ich bin verrathen — gemordet!" —

„Das ist kein Mord, sondern verdiente Strafe."

„Also auch Ihr seid getäuscht, sowie ich, sowie alle Andern. O, hört mich an, Ortolf, und Ihr werdet sehen, daß ich unschuldig bin. Was an jenem Abende bei der Tafel vorgefallen, war Alles nur Schein, ein zwischen mir und dem Herzoge verabredetes Gaukelspiel, um meine Gemahlin in seine Nähe zu locken, denn ich vermuthete, daß sie kommen würde, um für mich des Herzogs Gnade zu erflehen."

„Sie ist gekommen!“ versetzte Ortolf mit Ernst, „ich muß Euch noch vor Eurem Tode diesen Stachel in die Seele drücken, damit Ihr seht, welchen Engel Ihr mißhandelt und mißachtet habt.“

Berthold von Ellerbach stürzte zusammen; Reue, Wuth, Todesangst kämpften in seinem Innern.

„Sterben!“ schrie er, „sterben soll ich — unschuldig sterben!“

„Beruhiget Euch und vergeudet die letzten Augenblicke nicht mit nutzlosen Klagen. Bereitet Euch vor auf den langen Weg, welchen Ihr antreten werdet, Ihr habt viel auf Euerem Gewissen!“

„Ja,“ rief Berthold jammernd, „es lastet schwer auf meiner Seele. Ich habe meine Gattin betrogen und hintergangen, ich habe die Pflicht der Dankbarkeit nicht geübt, hab' den Kaiser verlassen, und einem Herrn gedient, der Empörungen angezettelt, der Krieg und Mord durchs Land getragen, der — “

„Haltet ein,“ befahl Greimann mit tiefer Stimme, „ich darf diese Schmähung meines Gebieters nicht mit anhören. Ihr seid verworfen und elend, wie ich noch keinen sterblichen Menschen gefunden. Und wenn Ihr in Eurem Leben nichts Anderes verschuldet hättet, so verdiente schon Euer Handeln an Juliane diese Strafe! Berthold von Ellerbach! haltet Euch gefaßt, die letzten Minuten sind gekommen!“

Der Edelherr rang die Hände, kalter Schweiß perlte auf der Stirne; der Gedanke, daß er selbst die List ersonnen und für den Schein büßen solle, war gräßlich.

„Sterben!" schrie er, „es ist nicht möglich, der Himmel kann solche Schandthat nicht ruhig mit ansehen! Ortolf, erbarmet Euch meiner, ich bin unschuldig, ich bin ja immer des Herzogs treuester Diener gewesen, und nun, nun läßt er mich morden!"

Er wäre wahrscheinlich in seinem Flehen noch fortgefahren, aber er wurde plötzlich von rückwärts niedergerissen. Eine Schlinge war ihm um den Leib geworfen worden und fesselte seine Hände. Er vermochte sich nicht mehr zu erheben.

„Erbarmen! — Hülfe! — mein Gott! — hört mich!"

Ortolf nahm das Wort:

„Ihr habt meinen Rath nicht befolgt, Berthold! und vergeudet auch jetzt noch die letzten Augenblicke. Seht hin auf jenen Mann in der Tiefe, er hält eine Kurbel in der Hand, ein Wink von mir, und er beginnt die Kurbel zu drehen. Der Strick, welcher Euch gefesselt hält, steht mit dem Räderwerk dort in Verbindung, Ihr werdet also dahin gezogen, bis zu jener Fallthüre, durch welche Euer Weg geht."—

„Schändlich — gräßlich — Erbarmen!" —Bei

diesen Worten wand sich der Gefesselte wie ein Wurm auf dem Boden.

„Zum letzten Mal, Berthold von Ellerbach: habt Ihr auf dieser Erde nichts mehr zu bestellen?"

„Ja, ja — meine Gattin — geht zu ihr — erzählt, was Ihr gesehen — Erbarmen — Mitleid!"

Ein heftiges Zittern bewegte seinen Leib. Todesschweiß trat ihm auf die Stirne — er fühlte sich am Boden hingezerrt — langsam — die Adern schwollen an, die Augen suchten die Richtung nach vorn — er wollte sehen, wie weit er noch von seinem Grabe entfernt sei.

Und eine namenlose Angst bemeisterte sich seiner Seele.

„Haltet ein!" kreischte er auf, „nur einen Augenblick."

Der an der Kurbel hielt stille.

„Ich will beten!" stotterte der Edelherr.

„Wohlan, so betet!"

Noch einige Augenblicke Lebens.

Diese Stille — dieses Aushauchen des Gebetes — dieses Bewußtsein — es war gräßlich!

Die Augenblicke dehnten sich zu Minuten hinaus — das Gebet währt fort — jetzt — jetzt hatte er es geendet. —

„Mein Gott! — mein Gott!"

Die Kurbel setzte sich wieder in Bewegung. —

„Juliane — an Dir habe ich es verschuldet, vergieb!"

Er fühlt sich wieder hingezogen — langsam — schmerzlich — langsam — so nähert sich der Verurtheilte der Richtstätte.

„Erbarmen! — Herr Gott im Himmel! — Wehe mir — "

Stille — die Kurbel ruhig — welch neuer Aufenthalt? — Welch entsetzliche Augenblicke!

Der Mann vor der Kurbel neigte sich zu dem Gefesselten hinab, und lispelte ihm zu:

„Kennt Ihr mich noch, Berthold von Ellerbach? — Räuber! — Wo ist Johanna?"

„Auf — Schloß — Eichbüchl! Wehe mir — mein Bruder ist — auch dort!" hauchte der Sterbende.

„So, jetzt ist es recht! Nun setzt Eure Wanderung fort. O, ich bin nur ein Knecht des Hauses, aber ein treuer Knecht!"

Die Kurbel bewegte sich wieder — noch einen Athem lang — noch eine Spanne, noch einmal hört man's am Boden seufzen — stöhnen — es klirrt — dann erdröhnt ein Schlag — ein Schrei — ein Fall — die Thüre schnappte wieder zu. — —

Todtenstille.

Es war vollbracht!

Zwölftes Capitel.

Es ist Sonntag, der zwölfte Tag des Christmonats 1462.

Der Abend schwankt herauf.

Der Wienerberg ist mehr als Schuh hoch von frisch gefallenem Schnee überdeckt, der Wind pfeift von Norden her und weht Flockenmassen zu Berg und Thal. Es ist eisig kalt, trüb, traurig, öde. — —

Ein einzelner Mann pilgerte auf dem Wege gegen die Neustadt, in weiter Ferne hinter ihm rasselten Wagen mit Waffen, Gezeug, Büchsen, und anderem Kriegs- und Hausgeräthe.

Dieser Wanderer ist Michel Beheim.

Ein weiter Faltenmantel umhüllt den kräftigen Leib, ein breiter Krempenhut deckt den Lockenkopf, sein Schritt ist rüstig und rasch.

Der ausströmende Odem gefriert zu Reif auf dem Schnauzbart, Mantel und Hut sind von Schnee an-

geweht, so schreitet er dahin, ein bewegliches Steinbild auf weißmarmornem Boden.

Als Diener des Kaisers bekannt, war auch er von dem Pöbel mit Spott und Scheltworten durch die Straßen begleitet worden; mancher Fluch wurde ihm mit auf den Weg gegeben, Ballen von Schnee flogen hinter ihm her, er aber wehrlos gegen die Menge schritt fort, ertrug die Schmach, und drängte den Grimm in das Innerste seines Herzens zurück.

„Hab' ich Euch endlich im Rücken, Ihr Schelme?!" rief er, seinem Unmuthe Luft machend, „habt Ihr mich endlich hinausgesetzt aus dem Dunstkreis Eurer Frevel, aus dem Weichbilde Eurer Missethaten? Ich scheide von Euch, aber wenn mich auch zehnfache Schmach erwartete, wenn mir auch aus jeder Fensterlucke Tod und Verderben droheten, ich werde dennoch wiederkehren, ich werde wiederkehren, um das Ende Eures ruchlosen Treibens zu schauen, um Zeuge zu sein, wann der Himmel endlich Eure zügellose Frechheit darnieder schlägt. —

Ihr habt mich Alles dessen beraubt, was **mein** gewesen, Ihr habt mir Hab' und Gut genommen, sättiget Euch daran, Ihr habgierigen Wölfe; — Ihr habt mich mit Schmach überhäuft, weil ich des Kaisers treuer Diener bin. Dafür werdet Ihr dem Himmel Rechenschaft geben. Arm und nackt zieh ich aus

Eurer Mitte, aber Eins ist mir doch geblieben, Eines —" er hob eine blecherne Kapsel, welche er unter dem Arme trug, in die Luft — „Eines habe ich vor Eueren Räuberhänden bewahrt, und dieses Eine wird Euren Ruhm auf die Nachwelt bringen. Es wird erzählen von Kind zu Kindeskindern, wie Ihr an Euerem rechtmäßigen Fürsten und seinen treuen Dienern gehandelt; es wird künden von Zeit zu Zeit, welche Schmach die Mauern Wiens geschaut; es wird verbreiten Eure Schandthaten, so weit als ein deutsches Herz schlägt. Ja, ich will es vollenden, sowie ich's begonnen; ich will die Geschichte dieser Schmachtage auf die Nachwelt bringen, nicht meines Ruhmes, nein, nur der Wahrheit halber soll es geschehen! — Ich, Michel Beheim, will es darstellen, daß es Fürst und Bauer, Edelherr und Bürger lesen soll! Alle Welt soll es erfahren, was wir gelitten, und geduldet, die Namen der Verräther seien der Verachtung der Nachwelt preisgegeben, und wenn man in Jahrhunderten um die Geschichte dieser Tage forscht, so wird man meine Blätter unter Staub und Moder hervorsuchen, und wird sprechen: „Seht her, da ist Wahrheit, das ist: Michel Beheims Buch von den Wienern!"

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



